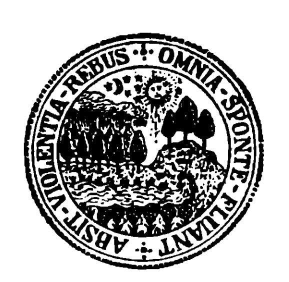
Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Herausgeber und Schriftleiter:
Dr. Artur Buchenau u. Dr. Georg Heinz



Die Comenius-Gesellschaft in Not!

An alle unsere Mitglieder und an die Freunde unserer Gesellschaft ergeht die dringende Bitte, dem Aufruf an der Spitze dieses Heftes nachzukommen. Jedes Mitglied, auch wenn es für 1923 seinen Beitrag bereits gezahlt hat, spende sofort wenigstens 3 Goldmark.
Unsere Freunde im Auslande bitten wir um Sammlungen unter Deutschen.
Der Ertrag wird in der fremden Valuta erbeten!

32. Jahrgang 1923 4.–6. Heft

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C2

INHALT:



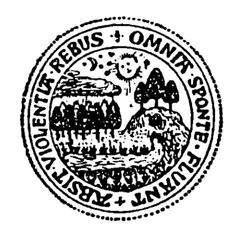
Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Schriftleitung:
Schulrat Dr. A. Buchenau
Berlin-Charlottenburg
Schloßstraße 46

Dr. Georg Heinz
Berlin O 34
Warschauer Straße 63



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22

Jährlich 6 Hefte
Preis für den Jahrgang Gm. 5.—
freibleibend
Bezugspreise für das Ausland
auf der 2. Umschlagseite

32. Jahrgang 1923 | 4.—6. Heft

Aufruf!

Unsere Mitglieder werden es wohl bemerkt haben, daß wir in den letzten zwei Jahren die Beiträge nur durch Aufrufe in dem Blatte und durch Beilage von Postscheckvordrucken eingenommen haben.[1]) Wir bauten auf die Einsicht und Anhänglichkeit unserer Freunde und haben uns bei vielen darin nicht getäuscht.

Auf unsere wiederholten Bitten empfingen wir etwa von dem einen Drittel unserer Mitglieder freiwillige Erhöhungen ihres Beitrages, von manchen, besonders von Ausländern, namhafte Spenden. Hierdurch und durch das Entgegenkommen unseres Verlegers, der seit Übernahme unseres Blattes und der Geschäftsstelle auf jegliche Verwaltungsgebühren verzichtete und durch Anlage unserer geringen Mittel ihrer Entwertung steuerte, gelang es aus dem ständigen Defizit der letzten Jahre zu einem Bestande von etwa 30 Milliarden Mark, Währung vom 20. Okt., zu gelangen, der allerdings kaum zur Deckung der Druck- und Versandkosten dieses Heftes ausreicht, mit dem wir den laufenden Jahrgang beschließen müssen, wenn es uns nicht gelingt, mit diesem

letzten Hilferuf

das Gewissen derjenigen unter unseren Mitgliedern wachzurufen, die das wertvolle Blatt, die Frucht der selbstlosen Bemühungen und ideal gesinnter Männer, schon jahrelang ohne Gegenleistung erhalten und sich an ihm erfreuen.

Möchten sie uns neben dem schuldig gebliebenen Mitgliedsbeitrag ein Notopfer in angemessener Höhe und neue Freunde zuführen. Unsere ausländischen Mitglieder bitten wir aber, uns auch weiterhin durch Spenden in ihrer heimischen Valuta zu Hilfe zu kommen. Auf sie rechnet ja heute das verarmte Deutschland besonders.

---

[1]) Wir versandten keine persönlichen Mahnungen und Postnachnahmen.

Wir haben bisher unser möglichstes getan, um recht viele Gebiete des Lebens und Denkens in unseren Arbeitskreis einzubeziehen. Wir wollen darin fortfahren. Wir beabsichtigen im Jahrgange 1924 den Titel unserer Zeitschrift in „Geisteskultur“ zu ändern, da in der „Geisteskultur“ die Volksbildung mit einbegriffen ist. Wir streben eine deutsche Geisteskultur an, die sich in einem deutschen Gemeingeist, im Sinne des alten Frmrerspruchs vergangener Jahrzehnte: „Alle für Einen, Einer für Alle“ ausspricht. Wir verlassen damit nicht den Wahlspruch unseres geistigen Schutzheiligen Comenius, wir wollen nur das „Omnia sponte fluant“ im Geiste ergänzen durch den Vorspruch: Viribus unitis omnia laete fluant. —

Für diese Aufgabe brauchen wir nicht nur Mittel (Gelder, Effekten, Devisen vom Auslande, Goldanleihe, junge Effekten usw. vom Inlande), sondern

Tätige Hilfe

Wir rufen unsere Leser, nicht nur unsere Mitglieder, zu eifriger Mitarbeit auf. Wir brauchen im neuen Jahre, sollen wir nicht aus der alten Höhe weiter nur zu einer Gesellschaft herabsinken, die allein auf ihrer Zeitschrift beruht, also zu einer sog. Unsichtbaren „Republik der Comenius-Schwärmer“ eine festgeschlossene Arbeitsgemeinschaft. Diese denken wir uns für Berlin zusammengesetzt aus

Mitgliedern von gemeinnützigen und ethischen Verbänden,
Geistlichen aller Bekenntnisse,
Beauftragten der Stadt und des Staates, insbesondere der Ministerien des Unterrichts und der Volkswohlfahrt

und aus den Abgeordneten der freimaurerischen Vereinigungen, die damit die Pflege der Humanität zur Tat werden lassen.

Wir führen unseren ersten Tatgedanken, der das Arbeitsfeld des neuen Jahres im Sinne einer warmherzigen Humanität erweitern soll, in einem Artikel des Sprechsaales dieses Heftes aus.

Heute aber bitten wir wiederholt und dringend,

erfüllt Eure Pflicht,
gebt uns Mittel,
gebt uns Eure Kräfte,
werbet für unsere Gesellschaft
und ihr Arbeitsamt.

Da die Wertbemessung des Geldes heute eine andere geworden, bitten wir über Gaben unter 10 Goldmark nicht mit Namen quittieren zu müssen. Wir danken aber für diese und auch die kleinste Gabe. Der Mindestbeitrag für das neue Jahr beträgt 5 Goldmark.

Rechtlich denkende Mitglieder zahlen uns den rückständigen Betrag für die vergangenen zwei Jahre und für das neue Jahr 1924 zusammen ein.

Mit deutschem Gruß

Vorstand und Schriftleitung

Dr. Buchenau. Dr. Reimann. Alfred Unger. Dr. Heinz.

Für stille Stunden

Von Reinhold Braun.

Heimat

Heimat, o liebtrautes Wort! In dir spiegelt die deutsche Welt klar sich und leuchtend!
Du bist ein Gefäß von Kristall, das alles, was deutsch ist, köstlich umschließt!
Der schwingende Klang bist du von Menschen zum Menschen und baust Brücken von Licht über unendliche Weiten.
Raum ist dir nichts; denn in dir ist Seele!
Tausend Tore springen auf, und Gärten erblühen.
Wolken hebst du von unserem Leben, daß blaue der Himmel der Kindheit und lache die Sonne aus seligstem Tag.
Vater und Mutter hören wir reden und sind wieder Kind und strecken die Arme aus und lachen und jauchzen im Glück.
Unsere Kindesunschuld schaut uns an mit fragendem Auge. Uns ist, als lallten wir wieder zum ersten Male die süßen Namen: Vater und Mutter.
Die Friedenssonntagsglocke erklingt. Abendläuten weht in die Träume. Heimat!
Aus dir wächst empor des Geistes erhabene Welt; in dir wird sie immer von neuem geboren.
Bild um Bild zauberst du uns und erfüllst uns damit, daß wir reich sind wie Könige, reicher vielleicht denn sie.
Denn Könige gibt es und Fürsten, deren Jugend durch Mauern getrennt war von dir, denen du niemals ganz sein konntest: Mutter!
Und das ist deine große, wahrhaftige Mütterlichkeit, daß du alle deine Kinder umschließt mit der gleichen, unendlichen Liebe.
Arm und reich, hoch und gering gilt nichts vor dir; nur der Mensch ist dir wert.
Deine offenen Hände hältst du uns hin, und alle dürfen nehmen und wählen.
Und die werden sein die reichsten im Lande, die zufrieden sind und kindlichen Herzens, die dich am heißesten lieben, die dessen schon glücklich sind, daß du bist.
Ein Taglöhner kann sein ein heimlicher König!

Der seltsame Acker

Im Traum schritt ich durch ein sommerliches Land. Goldne Breiten wogten, und mein Herz war eine Harfe, aus der das Lied des Dankes erklang.

Da kam ich an einen Acker, der die seltsamste Buntheit war, die ich je geschaut hatte.

Ich schüttelte den Kopf und war voll Zorns gegen den Eigner des Ackers, der sein Werk so schlecht getan hatte, und ich sprach: „Was für eine Ernte soll das geben?“

Wie ich das sagte, hörte ich eine Stimme neben mir: „Ja, was für eine Ernte soll das geben?“

Es war ein Wanderer, der es sprach. Seine Gestalt war hoch und edel, und unter seinem weißen Haare leuchteten zwei Augen voll unendlicher Güte.

„Das ist ein seltsamer Acker, vor dem du stehst,“ begann er von neuem. „Der Lebensacker eines Menschen ist’s, und auf ihm ging die Saat seines Herzens auf. Du siehst vor dir alles das, was der Mensch fühlte, dachte und wollte, und du siehst vieles, was nicht zur Entfaltung kam und ein kümmerlich Gewächse blieb, und anderes siehst du, das geil aufschoß und seine Kraft ins Kraut trieb oder in ein paar Beeren nur oder gar in eine böse und häßliche Frucht.

Das immerwährende Dahin und Dorthin dieses Herzens siehst du in seiner unseligen Buntheit.

Schau sie dir recht an, dort die gelben Neidblüten und dort den roten, eitlen Mohn und die vielen Disteln, Unwert und dort den großen Dornbusch Unmut und die wuchernden Kräuter des giftigen Schierlings.

Etliche gute Gewächse siehst du wohl auch. Aber die meisten von ihnen sind Kümmerlinge geblieben.

Doch nun schaue dorthin und freue dich an dem goldenen Geviert des Weizens! Sieh, da war das Herz des Menschen einmal ganz bei seinem Besten, und Gott war darin, und darum ward das heilige Wollen solch ein gesegnetes Vollbringen.

Du siehst also: Das Herz kann, wenn es will und wenn’s ergriffen ist vom Heiligen!“ —

Ich schaute hin über den Acker und dann in die Augen des Wanderers.

Da wußte ich, daß mein eignes Herz auf diesem Acker aufgegangen war, und ein namenloser Schmerz schüttelte mich, und ich sah nicht mehr die Sonne dieses Tages und seine Schönheit, sondern nur das unselige Gebreit des Ackers. Tränen brachen mir aus den Augen.

Da fühlte ich eine Hand auf meinem Kopfe, und eine wundersame Ruhe strömte in mich. Ich schaute auf und schaute in zwei unendlich gütige Augen und hörte eine Stimme, tröstend und mild wie die eines Vaters; die sagte: „Weine nicht! Sondern bücke dich nieder und beginne zu jäten, und ob deine Hände bluten, lasse nicht ab von dem Werke, bis das letzte Unkraut auf dem Wege liegt! Und dann bereite fein tüchtig des Ackers Erde, und sei in allem voll heiligen Wollens, und säe den Samen der tiefen Kraft!

Wisse, dein Acker wird schwer sein von Frucht und schön wie das Licht der Sonne!“

Immer noch lag die Hand des Greises auf mir, und ich fühlte weiter die hohe Kraft in mich strömen, und immer noch lächelten die gütigen Augen. Plötzlich aber war er verschwunden.

Da wußte ich, wer es gewesen war, und meines Herzens Harfe klang wieder auf.

Dann aber bückte ich mich nieder und begann mein Werk.

Lerchen jubelten über mir.

Vorstehende beiden Dichtungen von Reinhold Braun-Dresden sind entnommen aus dessen „Bronnenbuch“. Ein Buch voll Kraft und Freude*).

Wir geben hier unserem Leserkreis gleichsam als eine Herzenserfrischung zwei Dichtungen unseres Mitarbeiters, die von einem tiefen Erfassen der echten Lebenswerte Zeugnis ablegen und von einem Geiste, der den Problemen der Zeit auf dem Gefühlswege näher zu kommen sucht. Der Dichter wird dabei zum Seher. Jeder wird in beiden Stücken, die wir aus einer Fülle von Schönem fast blindlings auswählten, weise Mahnungen für unsere Zeit und für unser armes Deutschland erblicken. Liebe und Arbeit nur können es erlösen. Menschenliebe, die den Haß der Parteien überbrückt und ihnen die Hellebarde zum Arbeitswerkzeug umbiegt. Arbeit, die den Lebensacker unseres schwergeprüften Deutschtums von dem vielen Unkraut befreit, das in Vor- und Nachkriegsjahren, nicht nur im Kriege selbst, auf ihm Wurzel faßte und Sinnigkeit zur Sinnlichkeit, Friede unter den Menschen zum Unfrieden wandelte.

Wir hoffen in den folgenden Heften unsere Leser durch weitere Braunsche Dichtungen und durch Lebensbilder dieses Dichters zu erfreuen, der zugleich ein Dulder und Kämpfer ist. Reinhold Braun hat besonders in Sachsen seine Gemeinde. Er hält Wandervorlesungen bald aus seinen Schriften, bald über Themen des Edelmenschentums.

Der Verlag ist gern bereit, Wünsche nach Vorträgen, womöglich zu kleinen Rundreisen zusammengestellt, an den Dichter weiterzuleiten. (Dresden-A., Weinbergsweg 96.)

---

*) Erschienen im Verlag von Alfred Unger, Berlin C 2. Kart. Goldmark 2.50, geb. Goldmark 3.60. Von demselben Verfasser erschienen in demselben Verlage: Das Morgenbuch, Ein Jahrweg Freude und Innerlichkeit. Kart. Goldmark 2,50, geb. Goldmark 3,60. Frauenglück und Sehnsucht. Kart. Goldmark 2,—, geb. Goldmark 3,—.

Der Tempelherren Glück und Ende

Von E. Diestel-Berlin

Der Zwiespalt zwischen König Philipp IV. von Frankreich und dem Papste Bonifatius VIII. artete aus zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Im Rate des Königs wurde die Verhaftung des Papstes beschlossen, ein tolles Wagestück, das erst Napoleon I. wiederholt hat. Wilhelm Nogaret und Sciarra Colonna, des Papstes Todfeinde, waren die Ausführenden. Der Papst befand sich in seiner Vaterstadt Anagni, um von hier den Bannfluch über Philipp zu schleudern, wie einst von hier aus die Hohenstaufenkaiser verflucht waren. Dies sollte durch die Verhaftung verhindert werden, denn ein Bannfluch konnte auf die französische Volksseele unheilvoll wirken. In der Nacht vom 7. auf den 8. September 1303 brach ein geworbener Haufe in Anagni durch ein von Verräterhand geöffnetes Tor ein, unter Frankreichs Banner mit dem Ruf: „Tod dem Papst Bonifatius, es lebe König Philipp!“ Palast und Dom wurden angezündet, die Päpstlichen nach tapferer Gegenwehr überwältigt. Über die Leichen der Erschlagenen drängen Nogaret und Colonna in das Gemach des Papstes, der im päpstlichen Schmuck auf dem Thron über ein goldenes Kreuz gebückt dasaß. Colonna riß ihn vom Thron, mit Mühe wurde er gehindert, den Papst zu durchbohren, der in enges Gewahrsam gebracht wurde. Inzwischen plünderten die Eingedrungenen mit dem beutegierigen Volk die päpstlichen Schätze. Schon nach drei Tagen kam die Wendung, Cardinal Lukas Fieschi erschien mit Bewaffneten, das Volk — immer wankelmütig — rief: „Tod den Verrätern!“ Die feigen Räuber flohen, der Papst wurde befreit, doch bemächtigten sich seiner die Orsini, führten ihn nach Rom, hielten ihn dort bewacht und hinderten seinen Verkehr mit der Außenwelt. Schon nach fünfunddreißig Tagen nach seiner Gefangennahme in Anagni erlag der greise Papst der Aufregung. In den Grotten des Vatikan liegt er in Stein auf seinem Sarkophage, das Antlitz streng und schön und von königlicher Miene.

Philipps Sieg 1303 über Bonifatius VIII. war vollkommen. Genau einhundert Jahre früher hatte auch König Sverre von Norwegen dem großen Innocenz III. siegreich widerstanden, weil sein Volk zu ihm hielt. Priesterherrschsucht verliert gegen Fürst und Volk ihre Macht. Der kluge König gab seine Erfolge nicht aus der Hand. Die Neuwahl der Kardinäle traf einen furchtsamen, der schwierigen Lage des Papsttums nicht gewachsenen Mann, er nannte sich Benedict IX. Er fühlte sich wehrlos gegen des Königs Macht und wagte den ungeheuren Frevel gegen seinen Vorgänger nicht zu ahnden. Er mußte im Gegenteil die Bullen seines Vorgängers aufheben, um Frankreich mit dem Papsttum auszusöhnen. In Rom bedrängt von den verschiedenen Parteien zog er sich nach Perugia

zurück, und erst von hier aus wagte er den Bannfluch über die Frevler von Anagni, Nogaret und Sciarra Colonna zu verhängen, der auch den König Philipp, wenn auch unausgesprochen, mittraf. Am 7. Juni 1304 veröffentlichte Benedict diese Bannbulle, vier Wochen darauf war er tot. Über die Ursache seines Todes schwebt unheimliches Gerede. In Perugia waren die Kardinäle zur schwierigen Papstwahl versammelt, die französische und die italienische Partei standen sich gegenüber, ein Jahr lang dauerte der Zwiespalt. Inzwischen tobte wütender Adelskrieg in Rom und der Campagna, die Colonna forderten ihre Güter zurück und kämpften gegen die Orsini und Gaetani, die Nepoten des toten Papstes. Schließlich bot die französische Partei dem König Philipp heimlich die Wahl des Erzbischofs von Bordeaux an, Bertrand de Got. Der König begrüßte die Wahl seines Untertanen mit Vergnügen und der Gewählte wurde in Lyon am 14. November 1305 zum Papst gekrönt. Denn dorthin hatte der neue Papst zum Schrecken der Kardinäle die Kurie entboten, er nannte sich Clemens V. Beim Krönungszuge ereignete sich ein seltsames Unglück; eine Mauer fiel auf die Vorüberreitenden, der Papst stürzte vom Pferd, seine Tiara fiel in den Staub, ihr Hauptedelstein kam im Tumult abhanden. Zwölf Barone seines Gefolges wurden erschlagen, Carl von Valois verwundet, der Herzog von der Bretagne starb infolge seiner dort erhaltenen Verletzung. Das Volk hatte leicht Unheil zu prophezeien. Bald schlug Clemens sein Hoflager in Avignon auf, Philipp sah sich am Ziel, der Papst, zwei Jahre nach dem Tode des Bonifatius, war ein Werkzeug seiner Macht geworden. Das päpstliche Exil hatte begonnen, Rom sank indes in Öde und Armut. Der König zauderte nicht, seine Macht zu einem neuen Kampf zu gebrauchen gegen den vornehmen Orden der Tempelritter oder Tempelherren.

Dieser Ritterorden, wie auch sein Gegner, der Johanniterorden, verdankte seinen Ursprung der Schwärmerei der Kreuzzüge. Jerusalem war erobert, der Märchentraum der Christenheit erfüllt, das Heilige Grab in ihrem Besitz. Unaufhörlich strömten begeisterte Pilgerscharen aus dem Abendlande nach der heiligen Stadt. Von dieser stürmischen Sehnsucht, dieser entsagenden Kraft, können wir uns heute kaum eine Vorstellung machen. Da entschlossen sich neun französische Ritter, unter Führung des Hugo von Payens und Gottfried von Orner, einen Bund zu schließen, um den Pilgern auf ihrem Wege von der Küste nach Jerusalem Schutz und Beistand gegen Räuber und Sarazenen zu gewähren. König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen einen Teil seines am Salomonischen Tempel gelegenen Palastes ein, wovon sie den Namen der armen Ritter oder Brüder des Tempels (Tempelbrüder) erhielten. (Pauperes commilitones Christi templique Salomonis). In die Hände des Patriarchen von Jerusalem Guaremund, zur Ehre „der süßen Mutter Gottes“ legten sie ihren Eid ab, außer den drei üblichen Mönchsgelübden

Armut, Keuschheit und Gehorsam noch das vierte: beständigen Kampf gegen die Ungläubigen und Verteidigung der christlichen Pilger. Sie waren so arm, daß sie für Nahrung und Kleider auf mildtätige Unterstützung angewiesen waren. Aber bald schenkten ihnen die Chorherren und der Abt des Klosters des Heiligen Grabes mehrere Gebäude für ihr Rüstzeug, wohl auch bestimmt zu Pilgerherbergen. Neun Jahre erfüllten diese neuen Ritter still und unverdrossen unter allgemeinem Beifall ihre übernommenen Pflichten, da regte der König Balduin sie an, neue Mitglieder aufzunehmen, sich an eine bestimmte Ordensregel zu binden, und sich zur Bestätigung an Papst Honorius II. zu wenden. Des Königs Empfehlung und die wichtige Fürsprache des großen Abtes Bernhard von Clairvaux bewogen den Papst, auf dem Konzil zu Troyes 1128 den neuen Orden zu bestätigen. Er gab den Rittern einen weißen Mantel, dessen Farbe ihre Unschuld und Milde gegen die Christen bedeuten sollte. Eugenius III. fügte ein einfaches rotes Kreuz hinzu, Sinnbild des blutigen Märtyrertodes und der immerwährenden Feindschaft gegen die Ungläubigen. Das Siegel stellte zwei Ritter auf einem Pferde dar, um an die brüderliche Eintracht (nicht an die ursprüngliche Armut) zu erinnern. Die Inschrift auf dem schwarz und weiß geteilten Banner (beauscant) lautete: Non nobis, Domine, non nobis sed nomini tuo da gloriam und mahnte zur Demut.

Von dem Abte Bernhard rührt auch die erste feste Ordensregel her, wenn nicht von ihm persönlich, so ist sie doch in seinem strengen und schwärmerischen Geist abgefaßt, zur strengsten Bändigung der menschlichen Triebe; Tag und Nacht sollen die Brüder ihrem Gelübde leben, religiöse Vorträge zu allen Mahlzeiten; nach dem Abendgottesdienst ist alles Sprechen verboten, Kleidung und Haartracht einfach, jeder Ritter darf nur drei Pferde und einen Diener halten, doch hat kein Einzelner wirkliches Eigentum; dem Meister gebührt strenger Gehorsam, kein Ritter bekommt Urlaub; ohne Erlaubnis darf keiner baden, Arznei nehmen, zur Ader lassen, ausgehen, Wettrennen halten, Knappen verschicken, Briefe schreiben oder empfangen. Nur Jagd auf Löwen ist der Ritter würdig, jede andere Jagd verboten, auch die beliebte Falkenjagd. Geschlechtlicher Umgang jeder Art ist verboten, Weiberküsse, auch der nächsten Angehörigen, sind zu meiden, kurz, eine Art von Gefängnisordnung, die um so gefährlicher wirken mußte, als eine gewisse Bewegungsfreiheit doch den Rittern unumgänglich nötig war. Ein Teil der gegen die Tempelherren später gerichteten Anklagen mag aus der geknechteten Menschlichkeit, die sich irgendwie Luft machen mußte, seine Begründung erhalten haben. Hiervon abgesehen war der Gedanke, die beiden höchsten Stände des Mittelalters, Mönch und Ritter, zu einer Person zusammenzufassen, ein überaus glücklicher; es entstehen hieraus für die damalige Zeit ideale Gestalten, die auf ihre Standesgenossen überaus anziehende Kraft ausübten, zumal auf die vielen jüngeren Adels-

söhne, denen kein väterliches Erbteil zufallen konnte und die sich nach einem tatenreichen Leben sehnten. Hieraus erklärt sich die reißend schnelle Ausbreitung der Ritterorden, sowie die ihnen zugewandte Geschenkfreudigkeit der Großen, durch die sie schnell zu großem Reichtum kamen.

Als Hugo von Payens mit seinen Rittern nach der Versammlung zu Troyes die europäischen Höfe bereiste, offenbarte sich die anziehende Kraft des neuen Ordens. Überall fanden sie offene Herzen und Hände; Fürsten, Grafen und Herren nahmen den weißen Mantel; König Heinrich I. in England bereitete ihnen den glänzendsten Empfang, in Deutschland schenkt ihnen Lothar II. einen Teil der Grafschaft Supplingburg; mit 300 Rittern aus den edelsten Familien kehrte Hugo nach Palästina zurück und schnell wuchs der Orden zu Macht und Reichtum. Bald genügten die alten mönchischen Ordensregeln nicht mehr, neue Ordensstatuten wurden nötig, die in provenzalischer Sprache 1247 bis 1266 abgefaßt wurden. Die Aufnahme des Suchenden geschah nun vor versammeltem Kapitel, kein Fremder hatte Zutritt; der Suchende mußte adelige Herkunft feierlich versichern, durfte keines schweren Vergehens schuldig sein, keinem anderen Orden angehören, mußte an Leib und Geist gesund sein, um das vierte Gelübde, die unablässige Kriegführung gegen die Ungläubigen, erfüllen zu können. Ferner mußte er geloben, dem eigenen Besitz auf immer zu entsagen, alle Gebote des Ordens gewissenhaft zu halten und denselben nimmer zu verlassen. Darauf nahm der Meister ihn auf mit den Worten: „So nehmen wir dich auf in die Gemeinschaft des Ordens und machen dich *und deine Vorfahren* der guten Werke desselben teilhaftig und versprechen dir Brot und Wasser und das arme Kleid des Hauses, sowie Mühe und Arbeit genug." Sodann hing der Meister dem Knieenden den weißen Mantel um, richtete ihn auf und küßte ihn auf den Mund. Hierauf setzte sich der neue Templer zu den übrigen Templern, dem Vorsitzenden gerade gegenüber, der ihm *nun erst* die notwendigsten Satzungen erklärte und mit der Ermahnung zu getreuer Pflichterfüllung schloß. *Der Suchende hatte also Gehorsam gegen alle Ordensgebote gelobt, ohne sie zu kennen; sein Gelübde war also ein sehr großer Vertrauensbeweis.* Der Aufnahme ging übrigens eine Prüfungszeit von unbestimmter Dauer voraus; der Großmeister konnte sie je nach Umständen verkürzen oder ganz erlassen. Verschuldete Ritter wurden zurückgewiesen, verheiratete nur mit Vermögensopfer zugelassen, doch durften sie nicht den weißen Mantel tragen.

Dienende Brüder bürgerlichen Standes standen den adeligen Rittern zur Seite, sie zerfielen in geehrte Waffenbrüder (frères servans d'armes) und in Handwerksbrüder (frères servans des métiers). Die Waffenbrüder taten auch Kriegsdienste, konnten zu Prioraten aufsteigen und hatten dann Sitz und Stimme in den Ordensversammlungen; vier der

Wähler des Großmeisters mußten aus ihrer Mitte genommen werden. Auch die Handwerksbrüder bekamen durch ihren Anschluß an eine so vornehme Genossenschaft eine Stellung, wie sie ihnen die damalige Zeit sonst nicht bieten konnte. Als sogenannte Affiliierte schlossen sich weltliche Personen aller Stände an, um so willkommener, je mehr Vermögen sie dem Orden zubrachten. Seit 1172 befreite sich der Orden von der Gerichtsbarkeit des Patriarchen von Jerusalem und erhielt eigene Geistliche oder Kaplane, welche von adeliger Herkunft sein mußten; sie standen unmittelbar unter dem Papst und hatten deshalb das Recht umfassender Lossprechung, waren aber trotzdem der strengsten Ordnung des Ordens unterworfen und konnten selbst mit Ketten und Banden bestraft werden. Da sie aber nicht zahlreich genug waren, alle geistliche Arbeit in den ausgedehnten Besitzungen des Ordens zu leisten, durften die Ritter auch Mönchen und Weltpriestern beichten. Die Ordenspriester trugen den weißen Mantel nur, wenn sie bischöflichen oder höheren Rang hatten; bei Tafel saßen sie dem Großmeister zunächst und wurden zuerst bedient. Der Großmeister hatte fürstlichen Rang, verteilte Rosse und Waffen an die Ritter, hatte die Aufsicht und Verwaltung über das Vermögen, ernannte die in den Ordensrat aufzunehmenden Ritter; nur die höchsten Ordensbeamten wurden vom Kapitel gewählt. Er hatte des Papstes Vollmacht zur Gesetzeshandhabung über sämtliche Ritter und Geistliche des Ordens. Beschränkt war seine Macht durch das Generalkapitel und an dessen Statt durch den Konvent von Jerusalem. Bei den wichtigsten Geschäften war er an die Zustimmung der Versammlung gebunden. War der Sitz des Großmeisters frei, führte ein Großkomthur, den die Komthure oder Baillifs ernannten, bis zur Neuwahl die Geschäfte. Die Wahlversammlung bestand aus den Ordensoberen und den vorzüglichsten Rittern. Aber die Versammlung selbst wählte nicht, sondern ernannte zwei Wähler, diese ergänzten sich zu vier, und so fort, bis sie zwölf waren, die man mit den zwölf Aposteln verglich, ihnen wurde ein Kaplan beigesellt, als Stellvertreter Christi, diese dreizehn wählten dann den Großmeister. Dessen Stellvertreter war der Seneschall (eigentlich Altknecht). Die Versammlungen in Jerusalem wie in den Provinzen waren geheim, alles Verhandelte mußte innerhalb der Mauern der Kapitelstube bleiben, keiner der übrigen Brüder durfte das geringste erfahren. Die Versammlungen begannen mit einem gemeinschaftlichen Gebete und einer Ansprache des Ordensgeistlichen, worin er die Anwesenden ermahnte, Gott vor Augen zu haben und ohne Vorliebe, Haß und andere Nebengründe nach ihrem Gewissen zu reden und zu handeln. Nach dem Sündenbekenntnis und Auferlegung der Bußen schritt man zur Beratung. Am Schlusse forderte der Vorsitzende die Brüder zum gegenseitigen Vergeben auf und betete für den Frieden, die Kirche, das Königreich Jerusalem, den Templerorden und alle anderen Orden und Ordensleute, Lebende und Abge-

schiedene. Zuletzt erhob sich der Ordensgeistliche und sprach: „Liebe Brüder, sprechet mir die Beichte nach“ und erteilte sodann die Lossprechung. Geringere Strafe war der Verlust des weißen Mantels, die schwerste Strafe war die Ausstoßung aus dem Orden: Sie wurde verhängt für Pfründenverkauf, Mord, Verrat, widernatürliche Unzucht, feige Flucht vor dem Feinde (kein Templer durfte vor drei Feinden fliehen, erst vor mehreren war die Flucht gestattet), Irrglauben, Übertritt zu den Sarazenen, Diebstahl und Meineid.

Durch die Gunst der Zeit und Menschen wuchs der Orden ins Ungeheure; 150 Jahre nach seiner Entstehung zählte er gegen 20 000 Ritter und besaß 9 000 Komthureien, Balleien, Kommenden und Tempelhöfe, aus denen die Einnahmen jährlich gegen 54 Millionen Franken betrugen. Als 1291 Akkon fiel, verlegte der Orden seinen Sitz nach Cypern zugleich mit dem Orden der Johanniter; Ende des 13. Jahrhunderts war seine Hauptmacht in Frankreich, wie ja auch der Grundstock des Ordens französisch war. Reichtum und Macht erweckten immer Neid und Haß; trotz ihrer heldenmütigen Tapferkeit gab man den Rittern schuld an dem schlechten Ausgang der Kreuzzüge. Man konnte sich die Niederlage der tapferen und kampfgeübten ritterlichen Scharen unter Sarazenen und Kurden nur durch verräterisches Einverständnis mit den Ungläubigen erklären. Vermehrt wurde der Haß durch die Reibereien mit den Johannitern und den kirchlichen Würdenträgern, die dem Orden seine unmittelbare Stellung unter dem Papst mißgönnten. Alle Feinde fanden in König Philipps Habsucht und Herrschsucht eine willkommene Macht, den Orden zu verderben. Doch konnte der König den Orden, der einen mächtigen Staat in seinem Staate bildete, schon aus staatlicher Klugheit nicht dulden. Clemens V., der französische Papst in Avignon, wurde durch den König geängstigt mit dem Prozeß gegen den toten Papst Bonifatius VIII. Daß ein toter Papst durch einen lebenden Nachfolger vor Gericht gestellt wurde, war nicht beispiellos. 896 starb der Papst Formosus, er hatte den deutschen König Arnulf zum Kaiser gekrönt und war den Römern wegen seiner deutschen Staatskunst verhaßt; acht Monate nach seinem Tode zog sein Nachfolger, Papst Stephan VI., den toten Vorgänger vor Gericht. Die Leiche wurde ihrer Gruft entrissen, mit den päpstlichen Gewändern bekleidet und auf einen Thron gesetzt. In feierlicher Versammlung wurde nun über den grauenvollen Angeklagten Gericht gehalten, seine Absetzung und Verdammung ausgesprochen, die Leiche entkleidet, die drei Segensfinger der rechten Hand abgeschnitten, endlich der Körper durch die Straßen geschleift und unter den Beifall der Menge in den Tiber gestürzt. Die Erinnerung an diesen schrecklichen Vorfall befleckte das Ansehen des Papsttums und unmöglich konnte Papst Clemens einwilligen, mit seinem Vorgänger, Bonifatius VIII., es zu diesem Äußersten kommen zu lassen. Aber auch der König war auf den guten Willen des Papstes angewiesen und brauchte

seine Einwilligung zum Untergange der Templer. So einigten sich beide Parteien zu einem glimpflichen Ende des Gerichtes gegen Bonifatius, der Untergang des Templerordens war der vereinbarte Preis, den der Papst zahlen mußte. Der König wurde in dem Streit gegen Bonifatius für unschuldig erklärt — seine Lossprechung von dem Bann hatte ja schon Benedict XI. ausgesprochen — aber zu einer eigentlichen Verurteilung und Verbannung des Papstes kam es nicht. Zur Verurteilung der Templer genügten die Anschuldigungen, die von jeher gegen Ketzer gegolten haben; es war ein Auftakt für die späteren Hexenprozesse: Unsittlichkeit und Gottlosigkeit. In Wahrheit war Welt- und Geldgier der Grund der Feindschaft gegen den reichen Orden, und in diesem Kampfe galt von jeher jedes Mittel für gut, das zum Zwecke diente. Also lauteten die Anschuldigungen gegen die Ritter: sie hätten Christum verleugnet, das Kruzifix beschimpft und grauenhafte Unzucht für erlaubt erklärt. Der Schlag wurde geheim vorbereitet und ein ungewöhnliches Glück begünstigte die Pläne des Königs, daß trotz zweimaliger Besprechung mit dem Papst und also vieler Mitwisser das Geheimnis bewahrt blieb. Noch 1304 hatte der König in den ehrendsten Ausdrücken dem Orden Begünstigungen erteilt, zweifellos, um die Ritter zu täuschen und etwaige ihnen zugekommene üble Gerüchte zu widerlegen. So gingen sie arglos in die gestellte Falle, als ob sie mit Blindheit geschlagen wären. Der Papst lud den Großmeister Jacob von Molay nebst sechzig Rittern nach Frankreich, unter dem Vorwande, mit ihnen über einen neuen Kreuzzug zu beraten. Jacob Bernhard von Molay, der letzte Großmeister der Templer, war inmitten des 13. Jahrhunderts in Burgund geboren und 1297 zum Großmeister gewählt. Nach seiner Ankunft in Frankreich erließ der König den Geheimbefehl, sämtliche in Frankreich anwesenden Ritter, an einem und demselben Tage zu verhaften und ihre Güter einzuziehen. Wieder wurde das Geheimnis bewahrt, niemand verriet den Rittern die ihnen drohende tödliche Gefahr. Am 12. Oktober 1306 hatte noch Molay als einer der Großwürdenträger des Reiches ahnungslos dem Begräbnis der Schwägerin des Königs beigewohnt und das Bahrtuch gehalten, am 13. wurde er mit 140 Rittern verhaftet. Der nun beginnende Prozeß stellt sich dar als einer der schändlichsten Justizmorde, von dem die Weltgeschichte zu melden weiß. Über die Anklagen auf Unsittlichkeiten verliere ich kein Wort, Reichtum und Müßigkeit mögen Gelegenheit zur Wollust genug gegeben haben, aber eine Ordensgemeinschaft, in die fort und fort christliche Jünglinge hoher Stände eintraten, eingeladen durch bereits eingeweihte Verwandte, kann unmöglich als Ganzes der Unzucht ergeben gewesen sein, Verfehlungen einzelner mögen, wie gesagt, oft genug vorgekommen sein. Vor allem galt es, den tödlichen Vorwurf der Ketzerei zu begründen. In Geheimstatuten sollen bei der Aufnahme ketzerische Dinge gefordert sein, wie Verleugnung Christi, Bespeiung des Kreuzes, auch wären an die Suchen-

den unsittliche Forderungen gestellt worden. Aber von diesen angeblichen Geheimstatuten hat sich schlechterdings nichts gefunden und bei der plötzlichen Verhaftung der Ritter und dem räuberischen Überfall der Tempelhäuser in Frankreich hätte doch etwas dergleichen gefunden werden müssen, wenn es vorhanden gewesen wäre. Die Untersuchung spottete der damaligen Rechtsformen. Der König hatte sogleich seine Residenz im Tempelhof von Paris bezogen, demselben Hause, aus dem Ludwig XVI. den Weg zum Blutgerüst angetreten hat. Erst Napoleon III. hat den Tempelhof zerstört. Dagegen steht in London der Tempelhof noch heute und gehört den Rechtsgelehrten. Mit der Untersuchung war eine königliche Kommission betraut, unter Vorsitz des königlichen Beichtvaters, des Dominikaners Wilhelm, der mit der Gier eines Bluthundes als fanatischer Ketzerriecher ans Werk ging. Das einfache Rechtsmittel war die Folter. Man setzte die Anschuldigungen ohne weiteres als wahr voraus, die Leugnenden wurden gefoltert, den Bekennenden Freiheit und Vermögen versprochen, aber nicht gehalten. Der „Untersuchungsrichter“ Wilhelm gab in diesem Sinne seine Befehle an die Provinzen, zumal sollten die Aussagen der Geständigen über die Verleugnung Christi unverzüglich dem Könige eingesandt werden. Sechsunddreißig Ritter starben unter den Folterqualen, viele andere in scheußlichen Gefängnissen aus Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln. Unter den Martern gestanden viele Ritter, was man verlangte, Abscheuliches, Widersinniges, Unmögliches. Sogar der Großmeister zeigte sich schwach, seine Nerven waren den Qualen nicht gewachsen, wenigstens hat er nach der späteren Behauptung des Papstes gestanden, daß Verleugnung Christi und Bespeiung des Kreuzes Ordensgebrauch sei; er bat um die Aussöhnung mit der Kirche und erhielt die Lossprechung. Jedoch blieben auch viele Ritter standhaft und starben, ohne ein entehrendes Bekenntnis über ihre Lippen gebracht zu haben.

Außer den obigen Anschuldigungen warf man dem Orden die Anbetung des Götzenbildes Baffometus vor. Baffomet ist provenzalisch für Makomet und baffomairia heißt eine Moschee. Dieser Baffomet ist im Weltkriege bei den italienischen Freimaurern wieder aufgetaucht, er soll eine Büste mit drei Köpfen gewesen sein, die Moses, Christus und Mohammed vorstellen. Wenn dem so ist, dann hätte der Orden in seinen höheren Graden sich eine Art Weltreligion zurechtgemacht, aus den drei ihm bekannten Hauptreligionen: Judentum, Christentum und Mohammedanismus. Das ist an sich ja möglich, die Ritter hatten auch bei den sogenannten Ungläubigen, die auf Leben und Tod zu bekämpfen sie sich verpflichtet hatten, ritterliche, rein menschliche Tugenden kennen gelernt; Sultan Saladin, der Kurde, hatte 1187 Jerusalem erobert und den König Guido von Lusignan und viele in Gefangenschaft geratene Ritter großmütig behandelt. Die Erfolglosigkeit der Kreuzzüge, die unter dem begeisterten Rufe: „Gott will es“ ins Leben getreten waren, konnten den Orden auch

leicht an seinem naiven Christenglauben irre machen. Denn wenn wir armen Menschen einmal den Willen der Gottheit bei einem Werke zu wissen meinen, dann muß auch der Erfolg unsere Arbeit krönen, oder wir werden irre an Gottes Willen, wenigstens irre an unserem Wissen von Gottes Willen. So konnte der Orden irre geworden sein an Gottes Willen; war Gott nicht auch der Juden und der Heiden Gott? Paulus hatte es bejaht *). So war mit Recht oder mit Unrecht der Orden in den Geruch der Ketzerei gekommen, d. h. in den Ruf, sich aus den Banden engherzigen Kirchenglaubens herausgearbeitet zu haben, zu einer nicht durch kirchliche Glaubenslehren beschränkten Gottesverehrung. Diesem Ruf verdankt er es, daß nach vier Jahrhunderten der Freimaurerorden sich an die Überlieferung des Templerordens anschließen konnte. Aber für das vierzehnte Jahrhundert war dieser Ruf tödlich.

1308 verlangte eine dem Könige knechtisch unterworfene Ständeversammlung zu Tours die Verurteilung des Ordens. Der anfangs widerstrebende Papst, geängstigt durch die vom Könige immer wieder verlangte Verdammung seines Vorgängers Bonifatius VIII., willigte schließlich ein, den Orden zu opfern, als ihm 72 Templer vorgeführt wurden, von denen die meisten bei den einmal abgelegten Bekenntnissen ihrer Schuld beharrten. Nun ordnete der Papst für alle Länder, wo Templer waren, geistliche Gerichte an, deren anfängliche Milde die Templer mit neuen Hoffnungen erfüllte. Bald liefen aus verschiedenen Gefangenenhäusern Widersprüche gegen die bisherige Untersuchung ein und 900 Ritter erklärten sich zur Verteidigung des Ordens bereit. Aber unter diesen waren 54, die nun ihre früher auf der Folter gemachten Geständnisse zurückgenommen hatten. Diese waren nun „rückfällige Ketzer“ und wurden als solche durch den Erzbischof von Sens dem weltlichen Arm übergeben, denn die heilige Kirche richtet niemanden hin, dazu bedient sie sich der weltlichen Obrigkeit, die ihr zu gehorchen hat. Am 12. Mai erlitten die 54 Rückfälligen, standhaft ihre und ihrer Brüder Unschuld beteuernd, den langsamen Feuertod. Das nannte man damals Gerechtigkeit, ausgeübt im Namen der christlichen Kirche. Die überhaupt gar nichts gestehen wollten, wurden furchtbaren Qualen unterworfen und nur zum Schein, um dem allgemeinen Unwillen über dieses grausame Verfahren entgegenzukommen, gestattete man 74 Rittern in Paris den Beistand des Generalprokurators des Ordens, Peters von Boulogne. Den päpstlichen Legaten wurden nur solche Ritter vorgeführt, die gestanden hatten, obwohl auch diese später beteuerten, daß nur Furcht vor Folter und Tod ihnen ein Geständnis abgepreßt habe. 1311 wurden in Paris die Akten geschlossen.

Die unwürdige Stellung des Papstes Clemens V. erhellt am besten aus der Tatsache, daß drei Provinzialkonzile, zu Ravenna, zu Mainz und in

---

*) Röm. 3, 29.

Aragonien ein „Nichtschuldig" über den Templerorden aussprachen; trotzdem opferte er den Orden, gedrängt durch den König, der ihn fortwährend ängstigte mit der Verbannung des Papstes Bonifatius VIII., auf dem allgemeinen Konzil zu Vienne 1311. Der schlimmste Rechtsbruch geschah: dem Orden wurde vor seiner Verurteilung keine Gelegenheit sich zu verteidigen gegeben, obwohl der Papst das ausdrücklich versprochen hatte. Noch schlimmer: neun freie Ritter erboten sich im Namen von zweihundert freien Rittern, den Orden zu verteidigen; sie kamen nach Vienne und wurden vom Papst wie rechtlose Hunde ungehört ins Gefängnis geworfen. Aber das Konzil selbst wurde schwierig; 114 Bischöfe empörten sich über diese Gewalttat und verlangten Abstimmung über die Frage, ob den Templern Gehör zur Verteidigung zu geben sei, nur vier Erzbischöfe, ein italienischer und drei französische verneinten aus Kriecherei vor Papst und König diese Frage. Im Februar 1312 kam Philipp selbst mit großem Gefolge nach Vienne, aber auch dem vereinten Drängen von Papst und König widerstand das Konzil und weigerte sich nach wie vor, die Templer ungehört zu verdammen. Bei dem Konzil lag Ehre und Würde von Staat und Kirche, beim König und Papst lag sie nicht. In dieser Verlegenheit beschloß Clemens die Verurteilung des Ordens allein, durch seine päpstliche Vollmacht, vorzunehmen. Dafür gab der König die Einwilligung, daß Bonifatius VIII. durch das Konzil für gerechtfertigt erklärt und nur die gegen die Rechte Frankreichs gerichteten Verordnungen vernichtet werden sollten. Der Kuhhandel war gemacht, der Orden war der Preis. Am 22. März 1312 erklärte Clemens in einem geheimen Konsistorium, also nicht vor dem Konzil, die Aufhebung und Vernichtung des Ordens. Dieser Unrechtstag wird mit Recht der Vergessenheit entrissen.

So ist der Orden untergegangen, wenn auch von Weltgier befleckt, — welcher Mensch, welche Gemeinschaft ist davon frei? — aber rechtlos, so rechtlos, wie Deutschland jetzt vor seinen Feinden ist.

Der Wortlaut der Aufhebungsbulle ist: Wir heben durch unerschütterliche und ewig gültige Verfügung den kriegerischen Orden des Tempels von Jerusalem, seine Gestaltung, Verfassung und Namen hiermit auf, nicht durch einen endgültigen Urteilsspruch (non per modum definitivae sententiae), weil wir dazu nach den stattgefundenen Untersuchungen rechtlich nicht imstande wären (cum eam super hoc secundum inquisitiones et processus super his hos, habitos non possumus ferre de jure), sondern aus Vorsicht (per viam provisionis) und aus apostolischer Gewalt; weil Meister und Brüder durch verschiedene unsagbare, schändliche Gemeinheiten und Fäulnis befleckt worden sind*).

---

*) Bei Mansi, T. XXV p. 389.

Durch diese gewundene Formel spricht das böse Gewissen des Papstes deutlich mit. Der König fiel gierig über seine Beute her, das Eigentum des wehrlos und rechtlos gemachten Ordens. Zwar sollten die Güter nach päpstlicher Verordnung an den Johanniterorden fallen, dieser aber mußte sie so teuer kaufen, daß er, wie ein Zeitgenosse schreibt, nicht reicher, sondern ärmer ward. Überdies blieben alle baren Schätze und das wertvolle bewegliche Vermögen im Besitz des Königs. König Eduard II. von England folgte dem Beispiel seines Schwiegervaters Philipp und nahm zwei Drittel des Ordensbesitzes an sich; in den übrigen Ländern stattete man einheimische Ritterorden mit dem Vermögen der Templer aus. Es war ja überhaupt die Schwäche der Weltstellung des Ordens, daß er über das ganze Abendland sich erstreckte und nicht wie der deutsche Orden einen einheitlichen mächtigen Besitz gewonnen hatte. In Deutschland erschien der Wild- und Rheingraf Hugo, Komthur des Ordens, gewappnet mit zwanzig Rittern vor dem Erzbischof von Mainz. Dessen Urteil erkannte er nicht an, berief sich auf Papst und Konzil und — wurde vom Papst freigesprochen!

Nun naht sich der letzte, erschütternde und erhebende Akt des großen Trauerspiels. Jacob Bernhard von Molay, seit dem 13. Oktober 1306 in strenger Haft, wurde — als geständig — am 11. März 1314 zu Paris von einer Versammlung von Prälaten und päpstlichen Legaten zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt! Er war etwa 63 Jahre alt. Nun sollte er vor großer Versammlung die Schuld des Ordens bekennen, um die durch den heldenmütigen Tod so vieler Ritter beunruhigten Gemüter zu beruhigen. Das wäre eine glänzende Rechtfertigung des Königs und des Papstes geworden. Aber der durch die lange Haft greisenhaft gewordene Meister hatte sich und seine Heldenkraft wiedergefunden. Er erklärte — o ewig denkwürdige Erklärung:

„Wohl bin ich eines großen Verbrechens schuldig, aber nicht dessen Ihr mich anklagt, sondern der schändlichen Schwäche, mit der ich, freilich unter den Martern der Folter, wider mich und den Orden gezeugt habe. Durch solche Unehre will ich mein Leben nicht erkaufen. So beteure ich denn vor Himmel und Erde des Ordens Unschuld und gehe nun freudig dem Tode entgegen, der mich, ich weiß es nach dem Beispiel anderer, welche Widerruf wagten, erwartet."

Dieser Erklärung schloß sich der Meister von der Normandie an. Die in peinliche Verlegenheit gesetzten Prälaten wollten am folgenden Tage weiter beraten, der König ließ jedoch die beiden Gefangenen am Abend desselben Tages, am 11. März 1314, auf der Seineinsel im langsamen Feuertode verbrennen. Die Märtyrer beharrten mit heldenhafter Standhaftigkeit bei der Beteuerung der Unschuld an den ihnen aufgebürdeten Verbrechen.

Der Vorhang fällt, der grauenhafte Justizmord war vollendet. Clemens V. starb am 20. April, genau 40 Tage, Philipp am 29. November, 8 Monate nach Molay; den Mitlebenden erschien beider Tod wie eine Berufung des Märtyrers auf Gottes Richterspruch. Und warum sollte Molay das nicht gedacht oder vielleicht sogar sterbend gerufen haben: Ich rufe meine Richter vor Gottes Gericht! Vor den Richterstuhl der Weltgeschichte sind sie längst geladen und gerichtet. Daß die Ersinner des freimaurerischen Gebrauchtums an die Überlieferung der Templer angeknüpft haben, ist fraglos. In Schottland scheinen templerische Spuren sich erhalten zu haben.

Wie eine gewaltige, kunstvoll aufgebaute Tragödie aus Weltendichters Geiste erscheint die Geschichte des Templerordens. Aus reiner, unschuldiger Begeisterung geboren, schnell aufgestiegen zu glänzender Weltstellung, in Macht und Reichtum, dem ursprünglichen kindlichen Glauben entwachsen, als mächtige Weltmenschen von mächtigeren niedergeworfen aus schnöder Geldgier und brutalem Machtsinn — hebt sich am Ende der verdunkelte Stern wieder strahlend empor, in todesmutiger Bekennertreue. Der Scheiterhaufen Jacob Bernhard Molays und seiner Getreuen, als ein Sinnbild des im Menschengeiste sich offenbarenden Gottesgeistes.

Die Rekonstruktion des Bibelglaubens

Von Paul Feldkeller

Die religiöse Not der Gegenwart besteht in einer Unangemessenheit des religiösen Denkens im Verhältnis zum religiösen Sinn. Es wäre nicht richtig, zu behaupten, daß der heutige Europäer oder Amerikaner weniger religiöse Tiefe besäße als früher. Ich halte es sogar für fraglich, ob er weniger religiös sei als der Orientale, insofern immer und überall nur ein Bruchteil der Menschen eine erkennbare metaphysische Verbindung mit dem Absoluten besitzt, d. h. eine solche unverkümmerte, die sich nicht verschütten läßt. Es ist keineswegs alles „Religion“ im Sinne Christi, was sich so nennt. Eines ist aber unzweifelhaft: unsere westliche Kultur bietet der Religion keine so günstigen Daseinsbedingungen wie der Osten. Diese Schwierigkeit gibt sich in dem ergreifenden Schrei nach religiösen Ausdrucksmitteln kund, die unserem modernen Menschtum versagt oder wenigstens erschwert sind. Denn in nichts anderem besteht die religiöse Sehnsucht unserer Tage. Die Seele kann sich nur mit Hilfe des Intellekts religiös ausleben; dieser aber versagt seine Mit-

wirkung, und die religiösen Glaubensinhalte, welche frühere Menschen wunderbar stärkten, verfehlen ihren Eindruck und werden abgelehnt. Der moderne Mensch aber, welcher von der eigentümlichen Struktur und den Bedingungen des menschlichen Denkens, unter welchen es für das religiöse Leben fruchtbar wird, nichts weiß, schiebt in seiner Unwissenheit alle Schuld auf eben diese Glaubens*inhalte* und erwartet alles Heil von einem „neuen Mythos", einem neuen Heiland. Und doch ist es ein Irrtum, zu meinen, ein neuer Glaubens*inhalt* müsse kommen. Vielmehr gilt es, die Glaubens*struktur* der Bibel oder — sofern dies nicht möglich ist — eine dieser Struktur religiös äquivalente zurückzugewinnen.

Um diese Aufgabe zu erkennen, müssen wir uns vorerst die Rolle klar machen, welche der Verstand im modernen Kulturleben spielt. Hier sind zwei deutlich unterschiedene Urteilstypen in Gebrauch: der empirisch orientierende (bzw. wissenschaftliche) und der künstlerische (poetische). Ihr Unterschied ist ein solcher der biologischen Funktion. Er kommt zum Ausdruck in einer ganz verschiedenen Stärke des Geltungsanspruches: eine historische Darstellung will unter allen Umständen für wahr genommen werden, ein Gedicht nur für den Augenblick des Vortrags. Die Religion hat zwischen beiden Urteilstypen die Wahl und wird von keiner befriedigt, weil sie sich weder in Wissenschaft noch in Poesie auflösen läßt. Es kommt daher von Seiten religiöser Menschen der Gegenwart meist zu einem schauderhaften Kompromiß: die heutiger Wissenschaft nicht geradewegs widersprechenden religiösen Erzählungen werden in wissenschaftlichen Urteilen gedacht, die andern aber (wie die Berichte vom Sündenfall und vom Turmbau zu Babel) in bloß symbolischen oder poetischen. Merkwürdigerweise sind sich dabei nur wenige darüber im klaren, einen wie starken Unglauben das eine wie das andere einschließt. Am leichtesten ist dies beim poetischen Glauben einzusehen. Fasse ich z. B. das Jungfräulichkeitsdogma bloß symbolisch oder poetisch auf, so schließt dieser sonderbare symbolische „Glaube" gerade den Unglauben an das im Dogma Behauptete ein, weil er den Glaubensinhalt eben durch die symbolische Umdeutung in sein kontradiktorisches Gegenteil verkehrt — eine Tatsache, auf die schon Harnack (Reden und Aufsätze I, 223) aufmerksam gemacht hat. Und so schließt alle poetische Auffassung — was so viele Gebildeten und selbst Religionsphilosophen wie Höffding nicht zu wissen scheinen — die glatte Leugnung des betreffenden Glaubensinhaltes in sich. Die rein wissenschaftliche, also kritische Auffassung ist aber religiös ebenso unmöglich, weil kein empirischer Tatbestand absolut gewiß ist, er vielmehr unter allen Umständen der wissenschaftlichen *Kritik* und Bezweiflung unterliegt — ein Zustand, mit dem sich keine Religion zufrieden geben kann. Die rein wissenschaftliche Einstellung muß für die Religion zur Aufklärung führen. Die Religion verlangt eine von der

wissenschaftlichen grundverschiedene „Mentalität". Der Pilatus im Credo ist ein anderer als der geschichtliche Pilatus. Die Gewißheit, die wir mit jenem verknüpfen, fehlt unserer immer bloß problematischen geschichtlichen Betrachtung gänzlich. Der Mensch, der sich wissenschaftlich einstellt, kann sich für diesen Moment nicht zugleich religiös einstellen; und tut er es dennoch, so ist es mit der wissenschaftlichen Haltung auch schon wieder vorbei. Die Tatsachen, mit denen es die Wissenschaft, und diejenigen, mit denen es die Religion zu tun hat, liegen also auf verschiedenen Ebenen. An jene glauben auch die Teufel. Meint aber jemand im Ernste, daß Luzifer „religiös" sei?

Keiner der beiden Urteilstypen genügt also der Religion. Der moderne Mensch führt ein merkwürdiges amphibisches Dasein zwischen Aufklärertum und Poesie. Er ist daher gemeinhin ein Virtuose in beiden Auffassungen, ohne daß doch seine religiöse Meinung zu ihrem Rechte käme. Wie das möglich geworden ist, ergibt sich aus einem Vergleich des modernen Denkens mit dem früheren bzw. mit dem morgenländischen. Hier ist nämlich das Denken noch nicht differenziert: zwischen wissenschaftlichem, religiösem und poetischem Urteil wird kein Unterschied gemacht. Daher hat für diese Menschen auch die Frage, ob z. B. der Schöpfungsbericht buchstäblich, geistig (pneumatisch) oder bloß symbolisch-poetisch zu verstehen sei, keinen Sinn. Ein und derselbe Gedankentext genügt für drei grundverschiedene Einstellungen. Jede dieser Einstellungen findet also ihren, wenn auch nicht scharf geprägten Ausdruck. Heute aber ist dies anders. Das Urteil hat sich differenziert in einen klar ausgeprägten wissenschaftlichen und einen eben solchen poetischen Typus, während die Religion leer ausging, da die Armut an intellektuellen Ausdrucksmitteln bisher keine dritte Form finden ließ, welche einen erkennbaren Unterschied zu den andern beiden aufwiese.

Jeder sieht, daß infolge dieser geschichtlichen Entwicklung das moderne Verständnis heiliger Schriften, und also auch das Bibelverständnis, in hohem Grade leiden muß. Das frühere undifferenzierte Denken können wir einem Elternhaus vergleichen, das die ganze Familie unter e i n e m Dache beherbergt hat: Wissenschaft, Poesie und Religion. Das alte Haus ward jedoch als zu klein abgebrochen, aus dem vorhandenen Material schufen sich Wissenschaft und Poesie zwei neue Häuser, während die Religion obdachlos wurde. Es lag dies in seelischen, durch das Bild nicht weiter anzudeutenden Gründen. Heute nun gilt es, der Religion ein neues, eigenes Haus zu bauen, in unserer Sprache: ihr neben dem wissenschaftlichen und dem poetischen einen dritten eigenen Denkstil zu sichern. Das gilt jedoch nur für das Abendland, das Morgenland denkt noch undifferenziert und hat diesen Neubau (der übrigens bereits seit den deutschen Mystikern in langsamem Fortschreiten begriffen ist) nicht nötig. Darum kann für uns ein Wiederaufbau des alten Elternhauses nicht in Frage kommen: die Eltern sind nun einmal tot, die will-

kürliche Wiederherstellung der alten Ungeschiedenheit von wissenschaftlichem, poetischem und religiösem Denkstil ist ein Ding psychologischer Unmöglichkeit. Auch der frömmste abendländische Theologe der Gegenwart kann selbst beim besten Willen nicht mehr jenen intellektuellen Zustand des religiösen Glaubens herstellen, der z. B. die Apostel beseelte. Die intellektuelle Struktur der Seele, das Formale des Urteils hat sich geändert. Insofern ist also an eine Rekonstruktion des Bibelglaubens nicht zu denken.

Aber die intellektuelle Struktur des Urchristentums ist nicht seine Religion, die historisch und psychologisch bedingte Gewohnheit der Urteilsform Christi nicht seine religiöse Einstellung. Und nur auf diese kommt es doch an! Heute ist die Situation so, daß die differenzierten wissenschaftlichen und poetischen Denkformen (um den Denkinhalt handelt es sich bei all diesem gar nicht) der religiösen Einstellung nicht genügen und ein neuer Denkstil gefunden werden muß, der es modernen Menschen gestattet, an die Paradieserzählung und die Wunder Christi ohne die erkältende symbolische Verdrehung genau so fromm zu glauben wie die ersten Christen. So ist die „Rekonstruktion des Bibelglaubens" gemeint. Nur so — durch neue Formen des Denkens, d. h. durch einen neuen (obwohl schon lange, nur nicht entschieden genug geübten) Denkstil können die alten wertvollen Glaubensinhalte voll und ganz gerettet werden.

Dieser in der Menschennatur tief begründete Denkstil wird nur von modernen Vorurteilen an seiner Ausbildung gehindert. Das charakteristische Wirklichkeitsbewußtsein, welches den modernen empirischen Zeitgeist auszeichnet, ist von historisch ganz bestimmter, relativer und somit gar nicht selbstverständlicher Art. Es wird aber von dem modernen, in den biologischen Zusammenhängen von Politik und Geschäft aufgehenden Menschen irrtümlicherweise für absolut, d. h. für das einzig mögliche gehalten und damit zum Tatsachenaberglauben. Denn dies moderne Wirklichkeitsbewußtsein ist lediglich biologisch bedingt, ist Orientierung an der sinnlich erfahrbaren Umwelt und muß daher angesichts der biologisch ganz irrelevanten metaphysischen Zusammenhänge, die immer geistiger Art sind, notwendig versagen. Wer in unseren intellektuellen Gedankentexten mehr als eine konstruierte „Merkwelt" (Üxküll) zum biologischen Zurechtfinden sieht, hat die Tiefe des Daseins nicht erfaßt. Denn unser Denken ist nichts Letztes, Abgeschlossenes, das seine Meinung in sich trüge und somit auf sich stünde, sondern ist allemal bloßer Ausdruck von etwas hinter ihm liegendem. Es gibt keinen besseren Beweis hierfür als die Tatsache, daß zwei dasselbe denken können, ohne daß es doch „dasselbe" zu sein braucht: auch bei gleichen Gedankentexten ist für die „Meinung" des Gedachten noch gar nichts entschieden. Denn die Seele eines Gedankens, aus der heraus er überhaupt erst „verstanden" werden kann, ist seine „Intention"

oder „Einstellung". Der gleiche Gedankentext kann durch seine religiöse oder wissenschaftliche oder poetische Intention ganz verschiedenes „bedeuten". Die poetische „meint" überhaupt nichts Wirkliches, die wissenschaftliche nur sinnlich Erfahrbares bzw. dessen Bedingungen, die religiöse aber eine nicht sinnlich erfahrbare Wirklichkeit. Es ist klar, daß ganz andere Denkformen und Denkgesetze nötig sind, um diese Wirklichkeit zu meinen und dieser Meinung ihr volles Recht widerfahren zu lassen. Daß wir das Denken mit einer gewissen scheinbaren Willkür behandeln, kann nur dort Anstoß erregen, wo man in ihm ein Letztes und Feststehendes statt ein Mittel zum Zweck, ein bloßes Organ zur Gewinnung religiöser oder wissenschaftlicher Einsicht oder poetischer Kurzweil erblickt.

Der religiöse Glaube darf sich also nicht auf seinen Vorstellungsinhalt versteifen, sondern ihn sich nur zur Gewinnung der unaussprechlichen religiösen Erkenntnis dienen lassen. Religiös wahr ist alles, was diese Erkenntnis befördert, falsch, was sie verhindert. Daß die Schlange im Paradiese, der Esel Bileams in menschlichen Lauten gesprochen habe, hat für uns Heutige den religiösen Erkenntniswert nicht mehr, den diese Dinge unzweifelhaft einmal besaßen. Viele Episoden aus den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments mögen geschichtliche Wahrheit besitzen, ohne unsere religiöse Einsicht irgendwie zu befördern. Anderseits ist vieles widerspruchsvoll und geschichtlich unmöglich und dennoch religiös wahr. Die Duldsamkeit gegen Widersprüche ist ein bemerkenswerter Vorzug des morgenländischen religiösen Denkens und muß für uns wiedergewonnen werden, wenn wir die Bibel religiös verstehen wollen. Jenes Denken ist dadurch ausgezeichnet, daß seinem Inhalte die derbe seelische Nähe fehlt, die der Moderne seinen Gedankentexten verleiht. Der Morgenländer hat zwischen diese Texte und seine Seele noch etwas zwischengeschaltet: die metaphysische Intention, für welche diese Texte nur Ausdruck sind. Da diese ihm also nichts Endgültiges, sozusagen noch kein Fertigfabrikat, sondern noch Rohfabrikat sind, noch nicht Ergebnis, sondern immer nur erst Prozeß sind und somit auch nicht für sich beurteilt werden dürfen, zumal in ihnen die letztlich gemeinte Wahrheit ja gar nicht liegen soll, so kann er Widersprüche in dieser gleichsam untergeordneten Sphäre ohne das Ärgernis hinnehmen, welches den Wissenschaftler befällt, der ja in seinen Gedankentexten notwendig endgültige Ergebnisse sehen muß. Ob jemand im Besitze des religiösen Denkstils ist (der wieder viele Denkdialekte zuläßt), erkennt man daran, ob er von seinen eigenen Denkakten seelische Distanz zu halten versteht oder ob er sich mit dem Heißhunger des Bios auf sie stürzt. Graf H. Keyserling, der gute Kenner morgenländischen Denkens, drückt das auf seine Weise so aus, daß er sagt: „In den höheren Welten lebt der Sinn an sich, ohne eigene Gestalt, als solcher dem Geist unfaßbar. Er äußert sich, wie du es selber willst;

so wie du es glaubst, wünschest, denkst, so tritt er zutage; als Gott oder Göttin, als System der Philosophie, als Bild der Vorzeit, als Legende. Das überläßt er dir. Aber je mehr du strebst, dich in sein Wesen hineinzuversenken, desto würdigere Bilder kommen dir.“ (Reisetagebuch eines Philosophen, 3. Aufl., S. 119.) *) Aus dieser seelischen Distanz zu den „Bildern“ entsteht die Duldsamkeit gegen die Widersprüche, welche nun die Seele kalt lassen. Diese Duldsamkeit ist also ja nicht etwa mit religiöser Uninteressiertheit zu verwechseln!! Das betont auch Paul Eberhardt, in seinem neuesten Buche („Religionskunde“, 1920, S. 34). Er sagt: „Diese Duldsamkeit fließt nicht und in keinem Falle aus religiöser Gleichgültigkeit. Schließlich hat Hermann Büttner dem, was wir „seelische Distanz“ nennen, einen unübertroffenen Ausdruck verliehen, indem er (in der Einleitung zu seiner ausgezeichneten Eckehart-Übersetzung, Band 1, Jena, 1919, S. 33) die widerspruchsvolle Rede der Religion dem Impressionismus vergleicht. „Der Maler, der den Glanz und das Leben des Geschauten im Bilde wiedergeben will, ist angewiesen auf die Farben, die man in Schachteln kaufen kann. Wollte er nun alle Nüancen und Übergangstöne durch Mischungen nachbilden, so käme etwas Unfrohes und Unlebendiges zustande; darum setzt er lieber reine und leuchtende Farben hart nebeneinander und überläßt es dem Auge des Beschauers, vom rechten Punkte aus (!) dieses Gewirr unverträglicher (!) Farbenflecke zum Bilde zusammen zu schauen.“ Wir müssen staunen, mit welcher Methodik bereits Eckehart dies Verfahren anwendet, das nichts, aber auch gar nichts mit „Symbolik“ zu tun hat, wie sozialistische Schwärmer und Aufklärer meinen, die ihn zu dem ganz unähnlichen Rationalisten Tolstoj stellen. **)

Darum ist „Geschichte“ im wissenschaftlichen und „Geschichte“ im religiösen Sinne streng zu scheiden, wenn wir der Bibel gerecht werden wollen. Der Morgenländer braucht dieses nicht, weil er der reingezüchteten wissenschaftlichen Einstellung gar nicht fähig ist und hier darum auch die Religion leicht auf ihre Kosten kommt: die Bibel wie die homerischen Gedichte waren Wissenschaft, Religion und Poesie zugleich, waren vieldeutig. Wir indes mit unserem immer eindeutigen und daher aggressiven wissenschaftlichen Sinn müssen die beiden Arten von „Geschichte“ trennen, um die biblische Geschichte gegen inkompetente Kritik zu schützen. Mag vieles des in Pentateuch und Chronik Stehenden auch in wissenschaftlichem Sinne „Geschichte“ sein, religiöse „Bedeutung“ erlangt es doch nicht schon dadurch, sondern erst, wenn es auch in religiösem, d. h. metaphysischem Sinne „Geschichte“

---

*) Vgl. auch Feldkeller, Graf Keyserlings Erkenntnisweg zum Ubersinnlichen (Darmstadt 1922).

**) Ausführliches darüber in des Verfassers Buch „Die Idee der richtigen Religion“ (F. A. Perthes, Gotha 1921).

wird. Beidemal ist Verschiedenes gemeint. So lange nun der Religiöse fromm glaubt, braucht er von der Verschiedenheit beider Meinungen und Einstellungen nichts zu wissen. Wo indes der wissenschaftliche Verstandesgebrauch den ebenso berechtigten religiösen zu verdrängen droht, da muß der Unterschied beider Sphären kräftig hervorgehoben werden. Der menschliche Intellekt gehört zu denjenigen tierischen Organen, die mehreren nichts miteinander zu tun habenden Funktionen zugleich dienen müssen (wie z. B. der Zunge, dem Rachen, der Harnröhre). Das ist keine Erneuerung der alten Lehre von der doppelten Wahrheit; denn wir erkennen nur eine einzige Wahrheit an. Aber sie kann aus vielerlei Perspektive gesehen werden.

Wer also der Auferstehungsgeschichte des Herrn mit kritischem Urteil naht, treibt Wissenschaft, verfehlt damit die leitende Intention der Evangelisten aufs gründlichste und gelangt zu religiösem Glauben selbst dann nicht, wenn sein wissenschaftliches Urteil die Auferstehungsgeschichte bejaht, weil die Gleichzeitigkeit gläubiger und wissenschaftlich-kritischer Einstellung eine psychologische Unmöglichkeit ist. Wir müssen in der Religion die Naivität früherer Zeiten wiedergewinnen, genauer gesprochen: wir müssen aus Hyperkritik, die nur im Ergebnis jener Naivität gleichkommt, gläubig sein. Denn es ist ein Mangel an Kritik, mit der gewöhnlichen kritischen Einstellung der Wissenschaft an die Glaubensinhalte heranzutreten. Wir müssen zu dieser modernen Gewohnheit der naiven Kritik Stellung nehmen und jene gottselige Naivität gewinnen, welche die wissenschaftliche Kritik als ein aufgehobenes Moment hinter sich läßt. An diesem Punkte erhellt die ungeheure Wichtigkeit der Psychologie für die Theologie der Zukunft. Es kommt die Zeit, da es allen geläufig sein wird, daß es sich hier um *zwei* Dinge handelt, und wir vor dem Morgenland nicht nur die Wissenschaft voraus-, sondern auch die Religion zurückgewonnen haben.

Es ist also zweierlei: zu glauben und sich seinen Glauben logisch zu interpretieren. Der fromme Glaube ist unantastbar, dagegen der vulgäre Glaube über diesen Glauben unterliegt der psychologischen Kritik. Denn der Gläubige (wenn er nicht zufällig zugleich Psychologe ist) weiß nicht, was er tut, wenn er glaubt, und braucht es zumeist auch gar nicht zu wissen. Wir aber, die wir uns heute notgedrungen darüber klar werden wollen, um ungerechtfertigte Angriffe abzuwehren, müssen die leicht mißverständlichen Glaubensdenkakte psychologisch richtig *deuten*. Wir müssen die Erkenntnis gewinnen, daß die Urteile „Christus ist für uns gestorben und auferstanden“ und „gestern brach ein Brand im Bristolhotel aus“ auch abgesehen vom Inhalt noch eine logisch formale Verschiedenheit besitzen, und zwar, wie sich herausgestellt hat, in folgendem Sinne: die logische Form des profanen Urteils steckt ganz im religiösen Urteil; aber dieses enthält noch ein Mehr, das *spezifisch religiöse Stilelement*. *Alle religiösen Urteile sind mit-*

hin zweideutig. Und diese Tatsache ist es, welche die großen religionsgeschichtlichen Verwirrungen hervorgebracht hat. Unser Denken ist von Natur so eingerichtet, daß die profane oder rein intellektuelle Bedeutung neben der spezifisch religiösen unvermeidlich ist, wenn sie auch nur „leer läuft“ (wie wir mit einem der Technik entlehnten Ausdruck sagen). Aber was von vielen so schwer begriffen wird, ist dieses: daß beide Bedeutungen nicht gleichwertig sind, sondern verschiedenen Rang haben. Von den beiden Intentionen ist nur die eine, nämlich die spezifisch religiöse, die „leitende“, die andere, die „intellektuelle“ dient nur der leitenden, um sie psychologisch zu ermöglichen. Wird die „intellektuelle“ Intention mißverständlicher Weise zur leitenden, so kommt es zum „Intellektualismus“. Der moderne Abendländer ist aber ein Intellektualist. Darum ist es für ihn so befremdend, daß die intellektuelle Intention nicht die letzte Meinung des Urteilenden darstellen, sondern diese anderswo gesucht werden soll.

Gewiß erfordert die Erzeugung dieses religiösen Denkstils Übung, wenn er klar hervortreten soll, aber vielleicht üben wir ihn schon länger als wir wissen, so daß wir uns unseren Glauben immer nur falsch interpretiert haben, und gilt es nur noch, uns über unsere wahre Meinung Rechenschaft abzulegen, um der als richtig erkannten Denkart völlig die Bahn zu brechen. Denken wir z. B. die Geschichte Josephs, des Sohnes Jakobs, so ist für uns ihr Sinn und damit unsere Meinung in der profanen Begebenheit, wie sie uns ein weltliches Geschichtsbuch erzählen würde, nicht erschöpft. Wir meinen damit Metaphysisches, durch die Erzählung in intellektueller Urteilsform gar nicht Ausschöpfbares. An dieses Metaphysische aber kann unser Intellekt nicht heran (auch Kant wird nicht müde, dies zu betonen). Der irrt, welcher glaubt, daß unser biologisch zu biologischen Zwecken gezüchtetes intellektuelles Orientierungsorgan unser einziges oder auch nur vornehmstes Erkenntniswerkzeug sei. Und so würde der fromme Mensch an die Auferstehung Christi unverbrüchlich selbst dann glauben, wenn die wissenschaftliche Kritik die Nichtexistenz Christi bewiese. Denn die Kritik hat auf die religiös-metapsysische Einstellung keinen legitimen Einfluß. Gewiß haben wir es somit heute schwerer, als die ersten Christen. Wir müssen kritisch sein gegen die intellektuelle Kritik (wie schon Kant und Hegel), was jene nicht brauchten. Das ist der Tribut, den wir unserem gefräßigen, zu Industriezwecken überfütterten Arbeitsintellekt zahlen müssen. Aber mit dieser Kritik gelangen wir zu derjenigen gläubigen Einstellung, aus welcher heraus und für welche einzig und allein die heiligen Schriften geschrieben sind, die wir anders nie verstehen werden. Denn der Inhalt tut es nicht. Die Mentalitäten der Zeit eines Jesus Sirach und eines Lloyd George sind zu verschieden, als daß ein Verständnis der Geisterzeugnisse jener ohne eine gründliche Korrektur unseres seelischen Aufnahmeapparates möglich wäre.

Wir können die Probe aufs Exempel an allen Bibelinhalten machen. Wir dürfen getrost behaupten, daß vor der für das Abendland charakteristischen rein intellektuellen Einstellung das ganze Apostolikum dahinfällt! Kein einziger Glaubensartikel läßt sich angesichts dieser Mentalität halten. Diese Tatsache ist in ihren Folgen von ungeheurer Tragweite und kann gar nicht ernst genug genommen werden. In jedem Worte des Apostolikums pulst das Blut einer anderen Zeit, lebt eine unserem industriellen Zeitalter fremde Weltanschauung, nämlich die vorkopernikanische mit ihrem dreigeteilten Kosmos: Hölle, Erde und Himmel. Schon wenn der Mensch des zweiten und dritten Jahrhunderts bekannte: „Credo in Deum", so dachte er dabei in Begriffen, die uns heute fremd geworden sind. Weder hält der damalige Begriff des „credere" die heutige psychologische Kritik aus, noch der des „Deus" die naturwissenschaftliche. Wir können diese Begriffe aus dem seelischen Milieu ihrer Zeit, das sie nährte und in dem eingebettet sie gediehen, nicht herausnehmen. Und dasselbe gilt für alle anderen Begriffe des Apostolikums. Das moderne kritische Bewußtsein wird und muß an ihnen Anstoß nehmen, so wahr eine Zeit sich an den Überlebseln der andern ärgert. Nicht *darin* liegt der Fehler, sondern in *dem* Umstand, daß jene Begriffe überhaupt der kritischen Betrachtung unterworfen werden. Hier wird ein Denkdialekt gegen den andern ausgespielt, wo doch beide bloß Kinder ihrer Zeit und damit relativ sind (nur das philosophische Denken kommt dem absoluten nahe). Entfernt man dagegen die sakralen Vorstellungen und Begriffe aus dem grellen Lichtkegel des Arbeitsintellekts des 20. Jahrhunderts, der ja alles eher als ein philosophischer Verstand ist, dann ist alles in Ordnung. Denn dieser Arbeitsintellekt ist der denkbar ärgste Fälscher, weil er seinen Denkdialekt verabsolutiert — wie dies *jede* Zeit mit ihren Produkten tut — und ihn somit auch den klassischen Zeiten der Religion unterschiebt. Heute durchschauen wir diese Fälschung: *in jenen Zeiten spielten, wie wir genau wissen, die intellektuellen Vorstellungen und Begriffe nicht die Rolle, welche sie heute spielen.* Heute wirken sie nackt für sich, damals nur vermittels der religiösen Auffassung, die sie von vornherein aus anderer Perspektive sehen ließ. Diese Perspektive gilt es wiederzugewinnen. Wie schwer das ist, ersehen wir an dem Anstoß, welchen die vierte Bitte des Vaterunsers bei vielen Heutigen erregt. Diese Menschen haben insofern recht, als man bei *ihrer* Einstellung unmöglich beten kann: „Unser täglich Brot gib uns heute". Denn sie legen in moderner Weise den Ton auf die isolierten Begriffe, die nun für sich wirken und den Betenden abstoßen. Allein Christus hat *so* nicht beten gelehrt, sondern gleichsam mit fernsichtigen, ins Metaphysische gerichteten Augen durch die Begriffe hindurchgesehen und sie so gewissermaßen transparent gemacht. Damit kommen sie gar nicht in den „Blickpunkt" der Seele zu

liegen, während der Moderne, der in seinem geschichtlich bedingten Jahrhundert befangen bleibt, von seiner Gewohnheit, die Begriffe als Ruhe und Haltepunkte des auffassenden Blickes, mithin für letztlich gemeinte Wesenheiten hinzunehmen, nicht loskommt.

Spätere Epochen werden über den denkwütigen Menschen des Industriezeitalters, der mit groben Tatzen in die feinen Gespinste früherer Zeiten hineinfährt und alles zerdenkt, das Lächeln nicht verbeißen können. Der Religion widerfuhr und widerfährt heute, was der künstlerischen Phantasie von Seiten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts geschah: man maß die Kunstwerke des Altertums und des Mittelalters am Nützlichkeitsmaßstabe der glorreichen rationalistischen Epoche und verwarf Dante und Nibelungenlied. Das religiöse Denken wird aber seine Rehabilitierung genau so erfahren, wie das künstlerische sie seit langem erlangt hat. Und zwar um so gewisser, als es in der kräftig fortschreitenden Psychologie der Denkvorgänge einen überzeugenden Anwalt besitzt.

Ursprung und Entwicklung der Freimaurerei

Eine Besprechung von Dr. Johannes Bühler

Unter den zahlreichen Feinden der Freimaurerei heben sich vornehmlich zwei Gruppen heraus. Die eine davon sieht in ihr das Prinzip des Bösen verkörpert; je nach dem kirchlichen oder antisemitisch-nationalistischen Standpunkt der Vertreter dieser Auffassung gilt sie als Satanskirche oder als internationale Vereinigung zur Knechtung der Völker unter das Judentum. Es hat nicht viel Zweck, sich mit Leuten, die sich in solche Gedankengänge verrannt haben, auseinanderzusetzen; sie sind unbelehrbar. Eine zweite Gruppe betrachtet die Freimaurerei als eine überlebte Sache, eine Institution, der nur noch unklare, schwärmerische Köpfe anhangen, die nicht ernst zu nehmen sind. Die Freimaurerei hat allen Grund, solchen Ansichten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; denn wenn sie die öffentliche Meinung beherrschen, stößt die Freimaurerei bei der Arbeit für ihre idealen Ziele allseits auf Mißverständnisse und Schwierigkeiten. So unsinnig nun die zuerst angeführte Verdächtigung der Freimaurerei als einem Bunde, der das Gute haßt und das Böse will, ist, so scheint andererseits so manches für das Herabgleiten der einstmals so bedeutenden Freimaurerei zu einem bedeutungslosen Vereine zu sprechen. Der moderne Mensch bildet sich sein Urteil mit in erster Linie aus der Literatur, und wenn er nun in die Masse des freimaurerischen Schrifttums

einen Blick wirft, so kann er wirklich leicht zu einem absprechenden Urteil über die ganze Freimaurerei kommen. Schon aus diesem Grunde, der freilich nicht der einzige und wohl auch nicht wichtigste ist, hat für die gesamte Freimaurerei das Erscheinen eines wissenschaftlich auf der Höhe stehenden Werkes über sie, verfaßt von einem Freimaurer, die größte Bedeutung. Und da der Freimaurerbund zum mindesten in der Vergangenheit einen großen Einfluß auf die Kultur und das Geistesleben hatte, so beschränkt sich die Bedeutung solch eines Werkes nicht bloß auf diesen Bund, es wendet sich an alle Kreise, die ein Interesse an der geistesgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit haben. Solche Erwägungen veranlassen mich gerade an dieser Stelle, auf die drei Bände von Professor Wolfstieg: „Ursprung und Entwicklung der Freimaurerei" *) etwas näher einzugehen. Das bedeutsame Werk ist inzwischen bereits in zweiter Auflage erschienen und hat eine wertvolle Ergänzung erfahren: „Die Philosophie der Freimaurerei", ein gedankenreiches Werk, wie es kaum eine andere Kulturnation besitzt, und als das Lebensbekenntnis des hochgelehrten, inzwischen verewigten Verfassers zu werten ist. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich vorausschicken, daß es nun einmal das leidige Los des Rezensenten ist, stets vor allem das zu sagen, worin er vom Autor abweicht. Wenigstens scheint es so. Die Zustimmung zu ganzen Abschnitten läßt sich eben mit ein und zwei Worten geben, abweichende Meinungen dagegen sind zu begründen und so wird nur zu leicht der Eindruck erweckt, als sage man öfter und lieber Nein denn Ja.

So muß ich denn leider schon beim Titel des Buches eine kleine Ausstellung machen. Da nämlich nur die Entwicklung der Frühzeit behandelt wird, hätte dies irgendwie im Titel ausgedrückt werden sollen (etwa Ursprung und erste Entwicklung), weil man sonst Dinge in dem Werke sucht, die der Verfasser von vorneherein nicht berücksichtigen wollte.

Professor Wolfstieg gräbt tief, und so setzt er sich im Vorworte zunächst mit der Methode für Erforschung der freimaurerischen Geschichte auseinander. Was er hierüber anführt, ist schlechthin normgebend. Nur wer wie er bei geschichtlichen Spezialstudien stets das große Ganze im Auge behält und von da aus in die Einzelheiten vordringt, kommt zu beachtenswerten Ergebnissen. Die beiden feinen Sätze des Vorwortes: „Besonders die Freimaurer waren in allererster Linie immer erst Mitglieder ihrer Geistesepoche und dann erst Freimaurer", sowie „Nie ist die Freimaurerei einer Geschichtsepoche gleich der anderen", möchte ich besonders hervorheben, wenn dabei freilich auch nicht übersehen werden darf, daß die Freimaurerei trotzdem eine gewisse Konstanz und Eigengewicht besitzt, die in ihrer Symbolik wurzeln.

*) Verlag von Alfred Unger, Berlin.

Etwas überrascht war ich darüber, daß W. der „allgemeinen Entwicklung der politischen, geistigen und sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse vom 13. bis 18. Jahrhundert vornehmlich in England“ den ganzen ersten Band widmete. Bei näherem Zusehen erkannte ich jedoch, daß er sein Ziel immer klar im Auge behalten hat, ja, ich muß gestehen, ich hätte in einigen Punkten ein noch tieferes Eingehen gewünscht. Die ersten vier Kapitel geben eine knappe und dabei doch inhaltsreiche Übersicht über die staatliche Geschichte Englands im Mittelalter bis zur Thronbesteigung des Hauses Hannover. — Zum fünften Kapitel: „Die geistige Entwicklung Englands bis zur Reformation“ habe ich ein paar Anmerkungen zu machen. Die Beurteilung des Mittelalters ist etwas durch die vulgäre Auffassung über es beeinflußt. Es ist zum mindesten etwas einseitig zu sagen, es hätte „überall in Europa einen starren Blick“ und es wäre „pessimistisch“ gewesen. Das Geistesleben des sogenannten Mittelalters war reich und bunt wie nur je während einer Periode des Abendlandes, voll Kampf und Gegensätze, und wenn es auch stark auf das Jenseits eingestellt war, so war es doch nicht pessimistisch, wenn es auch an pessimistischen Strömungen nicht fehlte. War man auch von der Überzeugung der schlimmen Folgen der Erbsünde durchdrungen, so zeitigte doch der lebendige Glaube an den Erlöser, die Gnade und die Macht der Heiligen eine vielfach frohere Lebensstimmung, als sie der moderne Mensch in seinen Nöten zu ahnen vermag. Dafür ist bei aller Kürze das Verhältnis von Scholastik und Mystik sehr gut gezeichnet; die Bemerkung über die Lollarden aber etwas verfehlt. Hier hätte sich W. nicht so ausschließlich auf Buddensieg stützen sollen, zum mindesten wären die Ausführungen Loserths heranzuziehen gewesen. Hier sei nur registriert, daß der Name Lollarden in England hauptsächlich als Schimpfname für die Anhänger Wiclifs üblich war, und daß man sie keinesfalls mit den Waldensern zusammenwerfen darf. Soweit ich bisher sehen kann, ist es überhaupt nicht angebracht, den Geist der früh- und hochmittelalterlichen Sekten mit dem der Freimaurerei in Beziehung zu setzen. Da liegt eine ganze Welt dazwischen.

Im sechsten und siebenten Kapitel „Die Aufklärung in England“ und der „Deismus und seine Geistesverwandten“ bewegt sich W. auf einem Gebiete, mit dem er sich auch sonst schon beschäftigt hat. Sicher ist er hier gegen Begemann insofern im Recht, als tatsächlich eine starke Beeinflussung der Freimaurerei durch den Deismus anzunehmen ist. Im übrigen glaube ich aber, daß die Auffassung Wolfstiegs vom Deismus stark anfechtbar ist. Er schätzt ihn nicht sonderlich, schon im Vorworte fällt er über ihn das harte Urteil, eine solche Religion sei der reine Dunst. Es ist nun zweifellos richtig, daß es bis heute jene Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, noch nicht gegeben hat, daß sie also eine Fiktion ist, anderseits darf man aber nicht übersehen, daß allen Religionen etwas Gemeinsames zugrunde liegt (vgl. z. B. Otto: Das Heilige). Es

ist nun m. E. rein unmöglich, zu sagen, ob nicht dieses der Menschheit gemeinsame Urerlebnis nicht doch noch in ferner Zukunft zu einer gemeinsamen Religion führen kann, wenn sie auch nach dem Charakter der einzelnen Völker immer eine differenzierte Eigenart haben wird. Was W. sonst über Aufklärung und Deismus bringt, zeugt wohl von großer Sachkenntnis, hat aber trotz der Ausführungen auf S. 126 die positiven Seiten des Deismus meiner Empfindung nach nicht genügend erfaßt. W. nimmt ihn, wie die Mehrzahl derer, die sich mit ihm beschäftigt haben, zu sehr als etwas Einheitliches. Die Religionsphilosophie des Deismus (er hat viel mehr Religions- als Gottesphilosophie) zeigt aber die verschiedensten Spielarten und war nur in seinem ganz linken Flügel, den man jetzt leider immer zu sehr im Auge hat, vom lebendigen Gotteserlebnis abgerückt. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, was Steinmann vom Deismus als Gesamterscheinung sagt: „Die Stimmung war nicht die eines mühsamen Behauptens der religiösen Position gegen den Ansturm der Wissenschaft auf einem allerletzten halbverlornen Posten. Im Gegenteil: die Wissenschaft leistet zur Erreichung der religiösen Erkenntnis die fördersamsten Dienste. Diese Art Deismus empfindet nichts von religiösem Verlust; viel eher handelt es sich um einen großen Gewinn. Da ist einmal die größere Reinheit der Gottesvorstellung. Dann ihre Verankerung in den großen Zusammenhängen der mächtig erweiterten und gefestigten Welterkenntnis. Das gibt auch dem Gottesgedanken Würde und Sicherheit. Es ist ganz erstaunlich, wie die neuerwachte Welterkenntnis den Gottesglauben zum wissenschaftlich unumstößlichen Dogma stempelte. Der Gott des Deismus ist in prononzierter Weise wirklich Weltengott; überall begegnen wir den Spuren seiner Weisheit. Daß er sich nicht in das Getriebe mischt, das eben ist seine Vollkommenheit.“ (In der Enzyklopädie: Die Religion in Geschichte und Gegenwart.) Diese Darstellung des Deismus weicht nun freilich von der üblichen erheblich ab, doch kann nur sie eine befriedigende Erklärung für die seltsame Tatsache geben, daß ein und dieselben Menschen etwas trockenen Rationalismus mit reichlich viel Moralpredigen pflegten und sich zugleich zu einer seltsam poetisch beschwingten, symbolistischen Gottesverehrung in einen Geheimbund zurückzogen.

Steinmanns Auffassung ebnet auch den Weg zum richtigen Verständnisse der damaligen Toleranz. W. spricht zwar auch von ihr, doch hätte er m. E. auf das Problem etwas tiefer eingehen sollen, freilich hätte er es mit seiner ungünstigen Meinung vom Deismus nicht recht erklären können. Die Toleranz, die einem rein verstandesmäßig orientierten Deismus entspringt, der von Religion nicht viel wissen will, müßte ein anderes Gepräge haben als die Toleranz des gottfrohen Deismus. Diese wird wohl enger, dabei aber etwas Positives, Fruchtbares sein; während jene wesentlich negativ sein müßte und zu einem bloßen Nichtberühren kirchlicher Streitfragen führen würde. Wenn wir nun die englische Toleranz

betrachten, wie sie wirklich war, so überrascht zunächst ihre Engherzigkeit. Sie zieht scharfe Grenzen gegen Katholiken und Atheisten. Dies ist einmal, wie W. richtig bemerkt, eine Folge der historischen Entwicklung. „Denn dieser Begriff ist eben eine Errungenschaft der späteren, radikalen Reformationszeit in England, deren Führer durch die langwierigen Kämpfe gezwungen, eigentlich ebenso unduldsam waren wie ihre Gegner.“ Die englische Toleranz entsprach lediglich der Staatsräson, sie ging immer noch von dem Standpunkte aus, daß der Staat für das Seelenheil seiner Untertanen verantwortlich sei. Erst Locke faßte sie im modernen Sinne und wies auf die innerlich verschiedene Aufgabe des Staates und der religiösen Gemeinschaften hin. Aber auch er schließt den Atheisten von der Toleranz aus und hält daran fest, daß sich die Existenz eines ewigen Gottes wissenschaftlich beweisen lasse, daß die Heilige Schrift Offenbarungscharakter habe und daß die Messianität Christi sowie Buße und Glauben den Kern der christlichen Religion ausmache, wie Zscharnack betont. So ist auch sein Deismus positiv christlich.

All das ist nun von größter Wichtigkeit zur Beurteilung der Stellungnahme der ersten Freimaurer zur Religion und Toleranz. An den beiden Ausdrücken der Alten Pflichten „stupid atheist“ und „irreligious libertine“ ist schon viel herumgedeutelt worden. Nach unserer Auffassung vom Deismus und der sich daraus ergebenden Toleranz sind diese Worte nicht bloß etwas Negatives, eine vielleicht ungern gemachte Konzession an rückständige Meinungen, sondern das selbstverständliche Bekenntnis zu einem positiven Gottesglauben. Die ersten Maurer stellen sich also nicht in die Reihe konservativer Orthodoxie, aber doch ganz auf den Standpunkt eines überzeugten Gottesglaubens und der englischen Gesetzgebung. Diese schloß z. B. in dem „agreement of the people“ von 1647 unter anderem von der Toleranz aus: ungläubige Freigeisterei. Das ist wohl nichts anderes als das „irreligious libertine“. Leider war mir der Originaltext der diesbezüglichen englischen Gesetze nicht erreichbar; aber ich habe den Eindruck, daß der erste Abschnitt der Alten Pflichten selbst im Wortlaut von ihnen beeinflußt ist.

Treffend hat W. in diesem Zusammenhange die Gleichartigkeit der Ideen des Comenius und des Deismus herausgearbeitet. Er hebt hier auch die positiven Seiten des Deismus hervor; schade, daß er trotz dieser Erkenntnisse nicht die im allgemeinen absprechende Beurteilung des Deismus überwunden hat.

Bei der Behandlung der festländischen Einflüsse auf die Entstehung der Freimaurerei geht er auch auf die vielumstrittene Kölner Urkunde ein. Er führt dabei einige wohl zu beachtende Gesichtspunkte für deren Echtheit an. Wenn er aber meint, so eine Fälschung sei für die damalige Zeit sehr schwierig gewesen, so übersieht er, daß die Urkundenfälschung das ganze Mittelalter und noch mehr seit der Humanistenzeit mit höch-

stem Raffinement geübt wurde. Es gehörte dabei zu den Selbstverständlichkeiten, auf das Schreibmaterial und die Formulierung zu achten, was bei den allgemein zugänglichen echten Vorlagen sehr leicht war.

Der ganze zweite Band ist dem Baugewerbe in England und der Brüderschaft der Steinmetzen gewidmet. Soweit ich die hier in Frage kommenden Punkte beurteilen kann, ist dieser Band mit größter Sachkenntnis und eindringender Kritik gearbeitet. In diesen für die Vor- und Frühgeschichte der Freimaurerei so wichtigen Gegenständen zeigt sich W. als einer der bedeutendsten, wenn nicht schlechthin der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der freimaurerischen Geschichte. Und so möchte ich den zweiten Band als den Höhepunkt des ganzen Werkes bezeichnen.

Im dritten Band wird die erste Ausbreitung des Londoner Systems der Freimaurerei in den Ländern außerhalb Englands behandelt. Etwas befremdend wirkt hier der erste Satz, wonach England von Anfang an die Freimaurerei zur Befestigung seiner Macht und seines Einflusses in aller Welt benützt habe. Erwägt man jedoch die damalige allgemein politische Lage und den bereits vollentwickelten englischen Charakter, so wird man W. wohl beipflichten, selbst wenn die ersten englischen Freimaurer sich für diese imperialistischen Ziele nicht bewußt vorspannen ließen. So kurz sich W. in diesem Bande bei der Fülle des hier in Betracht kommenden Stoffes faßt, so bedeutungsvoll sind manche seiner gegebenen Gesichtspunkte. Sehr angenehm berührte mich sein Streben nach Objektivität in den verwickelten Fragen über die Streitigkeiten innerhalb der deutschen Systeme zur Zeit der ersten Logengründungen. Selbst wenn er hier mit einigen Ausführungen da und dort etwas Anstoß erregt, so wird es dem alles Für und Wider sorgfältig abwägenden Historiker kein Freund der Wahrheit verübeln, daß er seine in ehrlicher und mühevoller Arbeit erworbene Überzeugung klar und offen ausspricht.

Trotz einiger von mir angeführten abweichenden Ansichten kann ich das Gesamtwerk Wolfstiegs rückhaltlos als eine Leistung bezeichnen, auf die die ganze deutsche Freimaurerei stolz sein kann. Möge sie sie auch nützen, indem sie die ihr damit gebotenen Schätze durch eindringendes Studium und weite Verbreitung zum Allgemeingut ihrer Bundesangehörigen macht und indem die Schriftsteller unter ihnen mit gleich entsagungsvollem Fleiße und streng wissenschaftlicher Methode wie Wolfstieg in ihren Stoff eindringen und wie er ihre Ergebnisse in klarem, flüssigem Stile wiederzugeben suchen. Dann wird die Achtung der gebildeten Welt vor der Königlichen Kunst bald wieder steigen.

Streiflichter

Der Mithrakultus als eine Art antiker Freimaurerei. **Arthur Drews** gibt in seinem neuesten Werke: Der Sternhimmel auch eine eingehende Darstellung des Mithraismus. Er schließt sich dabei im wesentlichen an die Darstellungen von Bumont und Robertson an. Ohne auf eine Kritik von Drews Astralmythologie einzugehen, wollen wir einen Auszug aus seinen Darlegungen (S. 182—186) geben: Alles war in den Mysterien des Mithra darauf angelegt, den Gläubigen durch sinnbildliche Darstellung des Sternhimmels und seiner Zusammenhänge in eine höhere Welt zu entrücken und ihn durch das Eigenartige und Überraschende der Vorgänge, die man ihm vor Augen führte, einen tieferen Sinn der Dinge und übernatürliche Kräfte ahnen zu lassen, die sein Schicksal mit demjenigen der Sterne, ja des gesamten Weltalls verknüpften.

Die matt erleuchtete Grotte oder Höhle, das Speläum, in dem der Kultus des Gottes vor sich ging, war ein Abbild der Milchstraßenhöhle an der Himmelskuppel. Sie erschien dürftig und eng im Vergleich zu den geräumigen und prächtig ausgestatteten Tempeln der übrigen Götter des Altertums. Aber den Eingeweihten war sie ein Sinnbild der stofflichen Welt, jener Höhle Platos, in welche die Seele sich gebannt sieht, aus der sie sich heraussehnt, und die sie doch nicht verlassen kann, wenn nicht außermenschliche, übernatürliche Kräfte ihr hierbei zu Hilfe kommen. Die Decke der Grotte war mit Lampen geschmückt, die Sterne darstellten und in Löcher des Mauerwerkes eingelassen waren. An den Seitenwänden liefen gemauerte Bänke entlang, auf denen die Anwesenden zu knien pflegten. Wohin der Gläubige blickte, trat ihm der Gedanke des stetigen Wechsels von Licht und Finsternis, von Tag und Nacht, von Sommer und Winter in den mannigfaltigsten Sinnbildern entgegen. Er gewahrte den Gegensatz der Elemente in den Gestalten des Löwen (Feuer), des Gefäßes (Wasser), der Schlange (Erde) und des Windgottes (Luft) veranschaulicht, wie diese sich vielfach auch in den Ecken der Mithrareliefs befinden. Er schaute den steten Kampf in der Natur, den Untergang des Lichtes im Stier durch den Skorpion und sein siegreiches Wiederemporkommen in der Frühlingsgleiche. Er erblickte die Sterne über sich, die Planeten, die Milchstraße und den Tierkreis, und sie alle erschienen ihm als Leuchten, Wegweiser und hoffnungsvolle, verheißungsreiche Führer aus dem Dunkel der Körperwelt in eine höhere und schönere Welt des Lichtes und des Friedens. Durch die sieben Planetenaltäre, wie sie vielfach auf den Hauptbildern des Mithrakultus zu erblicken sind, fühlte er sich, wie Porphyrius uns mitteilt, an die Pforten erinnert, die er beim Aufstieg in den Himmel zu durchschreiten, an die Opfer, die er hierbei zu verrichten, an die Losungsworte, durch die er sich vor den Wächtern auszuweisen hatte. Die zwölf Zeichen des Tierkreises waren für ihn ebenso viele Stationen, die auch seine Seele, ebenso wie die Sonne, zu durchschreiten hatte, um den Kreislauf ihres Daseins zu vollenden.

Wenn der Gläubige die Vorhalle des Mithräums durchschritten hatte und die Stufen zum eigentlichen Heiligtum hinabgestiegen war, umfing ihn gleichsam das Dunkel der stofflichen Welt, in die er seine Seele aus lichteren Sphären hinabgesunken dachte. Ein eigentümliches Zwielicht verwirrte ihm

die Sinne. Überraschende Lichtspiele blendeten seine Augen. Wunderliche Gestalten in Tiermasken, Verkörperungen der Tiere am Sternhimmel, drängten sich unter dem Geläut von Schellen und den Klängen einer geheimnisvollen Musik mit seltsamen Lauten an ihn heran. Aus einer Ecke grinste ihm das schreckhafte Bild des löwenköpfigen Gottes entgegen. Vielleicht suchte man ihn wirklich auf irgendeine Art zu erschrecken und seine Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Ihm war zu Mute, wie Tamino und Pamina in Mozarts Zauberflöte bei ihrem Wandeln durch Feuer und Wasser, während Ungeheuer sie auf ihrem gefährlichen Gang bedrängen. Und wirklich war ja auch der Mithrakultus eine Art antiker Freimaurerei, wie denn der höchste Gott des Mithraismus, nämlich Chronos oder Kronos, als Maurer mit Zange und Hammer dargestellt wurde. Nur Männer wurden zu den Geheimkulten des Mithra zugelassen, während die Frauen sich zu dem mit Mithra vereinigten Attis und dessen Mutter Kybala hielten; und auch die Männer hatten sich bei ihrer Aufnahme in die Kultgemeinschaft strengen Prüfungen durch wirkliche oder eingebildete Gefahren und Nöte zu unterziehen, wie sie zugleich den Gedanken an die Prüfungen in die Mönchsorden nahelegen. Daß auch den verschiedenen Stufen oder Graden der Einweihung, nämlich Hierocorax Cryphius, Leo, Persa, Miles, Heliodromus, Bromius und Pater, eine astrale Beziehung zugrunde liegt, ist eine naheliegende Annahme, obschon nicht im einzelnen nachzuweisen.

Nach allem, was wir hierüber wissen, wurde es dem Neuling jedenfalls nicht leicht gemacht, in die Gefolgschaft des Mithra eingereiht zu werden. Und darin liegt wohl der Hauptgrund dafür, weswegen der Mithraismus dem Christentum gegenüber beim Kampf um die Weltherrschaft im Nachteil war, jenem Christentum, das unterschiedslos jeden Willigen in seine Gemeinschaft aufnahm und es besonders auch auf die Frauen, Kranken und Schwachen absah. Der Mithraismus hingegen war eine Religion der Gesunden und der Starken, eine Religion der Männer. Der persische Gott verlangte nicht nur Demut und Gehorsam von seinen Anhängern, sondern vor allem Mut und Tapferkeit. . . . . .

Aber, wie schwer es dem Neuling auch gemacht wurde, in den Orden aufgenommen zu werden: vom anderen Ende des Tempelraumes her winkte ihm, war zunächst noch verhüllt, das von Feuer umloderte Bild des stiertötenden Gottes entgegen, wie eine Verheißung aus der anderen Welt, und erweckte in ihm den Gedanken an die Möglichkeit einer Erlösung aus der irdischen Prüfung und Bedrängnis. Nur stufenweise und allmählich durfte er, wie gesagt, sich dem beseligenden Anblick des tiefsten göttlichen Geheimnisses nahen. Wie die Sonne sieben Winterzeichen (von der Wage an gerechnet) durchwandeln muß, bis im Stiere ihr Triumph über die winterlichen Mächte vor sich geht, wie der Aufgang des Siebengestirnes die Vollendung des siebenstufigen Weges der Sonne durch das Reich des Dunkels anzeigte, wie die Seele durch die sieben Pforten der Planeten hindurch muß und bei jeder einen Teil ihrer durch den Stoff bewirkten Mängel, wie ein Kleid, ablegt, bevor sie des Eintritts in den höchsten Himmel gewürdigt wird, so mußte auch der Neuling des Mithrakultes sieben Grade der Weihung durchmachen — dann zog man den Vorhang vom Allerheiligsten hinweg, und nun erst durfte er sich wirklich zu den Auserwählten des Gottes zählen.

Wer zuerst in diesen antiken Freimaurerorden eintrat, dem erzählte man wohl jene naiv einfältige Geschichte von der Geburt des Mithra aus dem Baume oder Felsen, von seinem Kampfe mit den winterlichen Dämonen, seiner Bezwingung des Stiers usw. . . . . . Nach und nach ließ man dann einen Schleier nach dem andern fallen. Immer deutlicher trat das eigentliche astrale Wesen des Gottes hervor, bis sich endlich auf der höchsten Stufe der Erkenntnis der wahre Sinn seines Kultes erschloß und der Eingeweihte nunmehr sozusagen aus den Sternen die Bestätigung für die kosmische Bedeutung der erzählten und erlebten Vorgänge herauslas. Damit erhielt der Glaube seine sichere Verankerung, zwar nicht in einer vermeintlichen Geschichte, wie im Christentum, wohl aber in der Anschauung des Naturlebens selbst. Der Eingeweihte fühlte sich gleichsam schrittweise aus dem gewöhnlichen Gedankenkreise hinausgeführt. Er lebte das Leben des Gottes unmittelbar mit. Er durchbrach mit ihm den harten Fels der natürlichen stofflichen Wirklichkeit, um ein höheres Leben im Geiste anzufangen. Er litt mit ihm, er kämpfte mit ihm, er siegte mit ihm über die Macht des Übels und des Bösen. Er brachte mit ihm sich selbst als Opfer dar, und damit erschloß sich ihm die Pforte eines neuen Lebens.

Moses und Konfuzius. Die beiden größten Gesetzgeber in der Geschichte der Menschheitsethik waren Moses und Konfuzius. Auf Moses geht die Ethik der weißen, auf Konfuzius die Ethik der gelben Menschheit zurück.

Moses und Konfuzius sind Antipoden: Moses hat seine Ethik auf den Glauben gegründet — Konfuzius auf das Gefühl. Während Moses seine ethische Gesetzgebung auf eine Mystifikation stützte, indem er behauptete, am Berge Sinai unter Blitz und Donner die Gesetztafeln persönlich von Gott in Empfang genommen zu haben, verzichtete Konfuzius auf Gott, Dogma und Aberglauben. Während der große Jude sein ethisches System im Glauben verankerte, emanzipierte der große Chinese die Ethik von der Religion: diesem Umstand hatte es China zu verdanken, daß es trotz des Sieges der buddhistischen Religion seine konfuzianische Ethik beibehalten konnte.

Während die religiöse Ethik des Westens sich auf ein göttliches Diktat beruft, legitimiert sich die atheistische Ethik Chinas durch das Li. Li bezeichnet den kategorischen Imperativ der Harmonie: Taktgefühl, Balance, guten Geschmack; es ist letzten Endes ein ästhetischer Instinkt: innerer Schönheitssinn. So steht das konfuzianische Ideal des edlen Menschen dem jüdisch-christlichen Ideal des guten Menschen gegenüber.

Solange in Europa der Glaube an die Bibel herrschte, war dessen Ethik gut fundiert. Der gläubige Christ handelt sittlich aus Liebe zu Gott, aus Hoffnung auf den Himmel und aus Furcht vor der Hölle, weil er an Gott und Bibel, an Vergeltung und Jenseits glaubt.

Dieser Glaube wurde durch die Aufklärung erschüttert und mit ihm das Fundament der europäischen Moral. Europa beginnt aus der theoretischen Prämisse: „Alles ist problematisch“ die praktische Konsequenz zu ziehen: „Ergo ist alles erlaubt.“

Der Zusammenbruch der europäischen Moral, den wir erleben, bedeutet eine Lebensgefahr für die europäische Kultur. Es gibt daher keine wichtigere und

ernstere Frage für Europa als diese: „Wie ist eine Rettung und Erneuerung der Moral in Europa möglich?"

Die führenden Geister des Westens gaben auf diese Frage drei Antworten. Die erste steht im Zeichen Christi, die zweite im Zeichen Buddhas, die dritte im Zeichen Konfuzius'.

Die erste Antwort erhofft eine Wiederherstellung der Ethik auf Grund einer Wiederherstellung des Christentums. Trotzdem Männer von der Größe Tolstois und Strindbergs diesen Weg empfohlen haben, führt er in eine Sackgasse; denn die Kluft zwischen Wissenschaft und Bibel ist zu breit, um noch überbrückt werden zu können: so muß der moderne Europäer sich entweder gegen die Wissenschaft entscheiden — oder gegen die Bibel. Und er entscheidet sich meist für das letztere.

Die zweite Antwort sucht in einer neuen Religion einen Ersatz für den Zusammenbruch der alten. An die Stelle des Jenseits soll das Karma treten, an die Stelle von Hölle und Himmel Wiedergeburt und Nirwana. Das buddhistische Dogma soll das christliche ersetzen. Auch dieser Weg, der von Schopenhauer empfohlen und von der Theosophie propagiert wird, ist für Europa unbeschreitbar: denn das aktive und nordische Europa kann sich niemals mit einer solchen beschaulichen Weltanschauung des Südens befreunden.

So bleibt als letzter Ausweg aus dem ethischen Chaos der Weg des Konfuzius. Nach dem Zusammenbruch des Glaubens ist das Gefühl der einzige Ausgangspunkt zur Erneuerung der Moral. Um die Ethik zu retten, muß ihr Fundament gewechselt werden: nach ihrer Befreiung aus der Vormundschaft des Dogmas muß sie neu gegründet werden auf der unvergänglichen Grundlage der Schönheit.

Kant war der Konfuzius des Abendlandes. Er hat die Offenbarungsethik durch eine natürliche, die göttliche Ethik durch eine menschliche ersetzt. Er hat in der Brust eines jeden Menschen einen neuen Sinai entdeckt und im Gewissen des Menschen neue Tafeln des Gesetzes. Durch die Entdeckung des kategorischen Imperativs hat er die Ethik aus der Vormundschaft der Mythologie befreit.

Kant hat das Wesen des Sittengesetzes entdeckt — aber nicht dessen Quellen. Sein Sittengesetz ist ohne Zusammenhang mit den übrigen großen Gesetzen der Natur. Es blieb seinem großen Schüler Friedrich Schiller vorbehalten, die Wurzeln des Sittengesetzes im Reiche des Schönen zu finden und so die Ethik in der Ästhetik zu verankern. Goethe ergänzt durch sein Leben und Wirken diese moderne Renaissance der antiken Kalokagathie. Nietzsche setzt sein Werk fort: er setzt bewußt an die Stelle des christlichen Wertepaares Gut-Böse den Gegensatz Edel-Gemein und wurde so zum Propheten der Ethik der Schönheit.

Graf Coudenhove-Kalergi.

Die Literatur der Ägypter. Wer es noch nicht wußte, hat von Oswald Spengler lernen können, daß jeder geschlossene Kreis menschlicher Bildung sein eigenes Gepräge, man darf sagen, sein eigenes Gesicht hat, dessen Züge nicht weniger deutlich und einmalig sind als die des gebildeten Menschen. Am schwersten erkennen wir unser eigenes Gesicht; je feiner in

Raum und Zeit ein Bildungskreis uns steht, um so reiner schaut er uns an, weil die allzusehr störenden Einzelheiten verschwinden und nur die großen Linien bleiben. So geht's mit den Ägyptern; freilich lebten sie zu ihrer Zeit ein buntes, vielseitiges Leben, aber alle ihre Äußerungen werden doch von einer Gesinnung, einer Lebensauffassung, einem Zielgedanken beherrscht, den wir erst suchen müssen, um dann an ihm einen sicheren Führer durch die verneinende Buntheit der Erscheinungen zu besitzen. Die Kunst der Ägypter ist unter denen, die überhaupt Kunst sehen wollen, heute fast Gemeingut geworden, freilich noch längst nicht in allen Kreisen; aber von der ägyptischen Literatur weiß auch der gebildete Laie fast nichts, und schon deshalb müssen wir es Adolf Erman *) herzlich danken, wenn er uns ein Ganzes vorführt, was bisher nur in Stücken und in beschränkter Auswahl erschlossen worden ist, wie es in deutscher Sprache z. B. Scharff, Roeder, Ranke getan haben. Aus allen diesen Erzählungen, Märchen, Liedern, Hymnen und Lehrbüchern blickt uns derselbe Ägypter an, der in Stein so gemessen würdevoll vor uns steht, im Flachbilde so anmutig an uns vorüber schreitet, auf der bemalten Wand sich so lebhaft und heiter betätigt; diese Männer, diese Frauen, die sich ihrer Gesittung bewußt sind, ohne sie als Fessel zu empfinden. Was sie schreiben, erzählen, dichten, atmet Anmut und Würde; um wieder mit Spengler zu reden, ist es fast schon über die feine Grenzlinie der Kultur zur Zivilisation hinübergeschritten, und sogar in den ältesten Werken bezwingt Zucht der Sprache, Zucht des Gedankens die noch eben durchscheinende Gewaltsamkeit früherer Stimmungen, die ein für allemal abgetan sind. Fein und maßvoll klingt es nicht nur, es ist auch so gedacht, jeder Trieb ist beherrscht von einer Sitte, die der Ägypter als den ersten Ausdruck seines Wesens fühlt. Nicht nur, weil er den Fremdvölkern, den „Barbaren" gegenüber es sich schuldig ist, handelt und dichtet er höflich, überlegen, formvoll; er könnte gar nicht anders, denn so ist er, und seine Bildung bedeutet nur die bewußte Gestaltung seines innersten Wesens. Auch die rege, spielfrohe Phantasie stürmt doch niemals ins Maßlose. Ich weiß nicht, ob die Ägypter ein Wort für das besaßen, was unsere Minnesänger frowe mâze nannten; jedenfalls könnte man ihr Dichten und Denken darin zusammenfassen. Die sprachliche Form gilt im Osten viel und vielleicht bei den Ägyptern nicht mehr als bei ihren Nachbarn; überdies vermag auch ein Übersetzer wie Erman gerade sie uns am wenigsten fühlbar zu machen; aber daß sie mächtig war, glauben wir ihm ohne weiteres. Andere Lebensäußerungen dieses Volkes lassen ahnen, daß es ihm an Wucht und Leidenschaft nicht ganz gefehlt habe; aber in der Literatur erscheinen sie durchaus gebändigt und gedämpft. Anschauungen, Gedanken, Formen wachsen aus einer dauerhaft gestalteten Gesellschaft auf, die ihre Standesbegriffe für ewig und selbstverständlich hält; der Gebildete, der Schreiber schildert in diesen Werken sich selbst, und auch da, wo Stoffe aus der Tiefe auftauchen, Gedichte der Märchenerzähler, Lieder der Bänkelsänger, Lieder von Arbeit oder Genuß, steigen sie doch sofort in die Höhe der Bildung empor, und die Volkssprache, die im Neuen Reiche die alte klassische verdrängt, wird wieder eine wohlgeformte Sprache der Bildung; nichts Schlimmeres kennen diese Dichter und

*) Die Literatur der Ägypter von Adolf Erman. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1923 XVI. + 390. Grundzahl geh. 7,50, geb. 10—.

Weisen als den Zusammenbruch der Gesellschaftsordnung, der die uns noch verschleierten Jahrhunderte zwischen dem alten und dem mittleren Reiche zum Schreckbilde machte: „sehet, die Kinder der Beamten sind in Lumpen; sehet, kein Amt ist mehr an seiner richtigen Stelle, sie sind wie eine aufgescheuchte Herde ohne Hirten; sehet, wer kein Korn hatte, besitzt jetzt Scheunen, wer sich Kornspenden holte, läßt sie jetzt selbst austeilen.“ Die Niederen, die in solchen Zeiten aufstiegen, und die Knechte, die von Jahrtausend zu Jahrtausend, ein Menschenalter nach dem andern, dem Könige, den Beamten, den Gebildeten dienen mußten, mögen wohl einmal sich empört, im stillen oder auch laut geflucht haben; aber im Grunde erkannten sie alle die allein wahre Gesellschaftsordnung an; „voll ist sie uns lieber, als wenn sie leer ist“ sangen die Sänftenträger.

Beharrt auch die Lebensform eines Bildungskreises und des Volkes, das ihn trägt, so lange sie überhaupt wirklich leben, so wandelt sie sich doch immer im Gange einer Entwicklung, und die Ägypter haben es auch getan, wie ihre Geschichte, nicht am wenigsten ihre Kunst beweist. Auf einige Unterschiede der älteren Dichtung und Weisheit von der späteren macht Adolf Erman in der Einleitung aufmerksam; allein einen rechten Werdegang hat er nicht herausgearbeitet, noch auch versucht, diese ägyptischen Werke in den weiteren Umkreis morgenländischer Geistesarbeit einzuordnen. Ob es jetzt schon gelingen könnte, wage ich nicht zu beurteilen, aber sogar der Versuch hätte vieles aufhellen müssen, was ohne solche Umschau als Seltsamkeit erscheint. Der sog. Parallelismus der Glieder, den jeder aus den Psalmen kennt, ist gewiß nicht nur aus der „Freude am schönen Reden“ entstanden, sondern aus den Gesetzen des Vortrags im Gottesdienste, ebenso wie die endlosen Wiederholungen der Morgenlieder, die wie eine Litanei klingen. Oder ein anderes: Die Sprüche der Weisheit gehen unter bestimmten Namen, aber die erzählende und singende Dichtung bleibt namenlos. Doch diese und andere Fragen, die man gern gestellt und womöglich beantwortet sähe, treten mit Recht zurück hinter der Fülle dessen, was in diesem Buche über uns ausgeschüttet wird, ausgeschüttet von einem Manne, der die unendlichen Schwierigkeiten der Sprache überwunden hat, aber nur bietet, was er wirklich verantworten kann, der dies Volk liebt, auch wenn er hier und da ein wenig darüber lächelt, wo ein anderer vielleicht lieber geschichtlich, weniger vom Standpunkte der Gegenwart aus betrachten möchte.

Die Pyramidentexte vertreten für uns die älteste religiöse Dichtung, die so seltsam gottlos ist, frei an irgend einem frommen Gefühl. Mächtige Tyrannen sind diese Götter, aber der König, der durch den Tod zu ihnen eingeht, ist noch gewaltiger, er führt sie und nimmt dadurch ihre Kräfte in sich auf, und die Göttinnen bieten ihm die Brust. Die Hymnen des Neuen Reichs, mindestens anderthalb Jahrtausende später, klingen dagegen wieder an dem Bewußtsein, mitten in der unendlichen Schöpfung Gottes zu stehen, des einen Gottes, der zwar noch keinen Namen hat, aber doch eigentlich allein Gott ist: „du bist der einzige, der schuf, was ist; der allereinzigste, der schuf, was existiert; der, aus dessen Augen die Menschen kamen, und aus dessen Munde die Götter entstanden.“ Er ist es auch, „der die Nacht durch wacht, wenn alle Leute schlafen“; wie sollte man nicht an den Hüter Israels denken, der nicht schläft noch schlummert? Die Stimmung dieses großen Amonshymnus und viele seiner

Gedanken bilden die Grundlage, auf der bald darauf der berühmte Sonnenpsalm von Tell et amarna erwachsen ist, so heftig auch Amenophis IV. den thebanischen Amon ablehnte. Im mittleren Reiche beginnt der Mensch sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, und er findet die Erlösung im Tode: „der Tod steht heute vor mir, wie wenn ein Kranker gesund wird, wie wenn man nach der Krankheit ausgeht“, so heißt es in der wunderbarsten aller ägyptischen Dichtungen, dem Streite des Lebensmüden mit seiner Seele. Aber erst im Neuen Reiche erwacht das Bewußtsein der Verantwortung und der Sündhaftigkeit: „strafe an mir nicht meine vielen Sünden“. Hier und auch sonst spürt man den Ton der Psalmen, aber ihre Wucht und Inbrunst erreicht der Ägypter nicht.

Spruchdichtung ist es, was unter den Namen des Ptahhotep, des Dnauf, viel später des Anii, und unter anderen Namen umläuft; ursprünglich nur Vorschriften für den Umgang mit Menschen. Der Wohlerzogene, Höfische, Unterwürfige ist der rechte Mensch, wenn auch dazwischen eine höhere Gesinnung erleuchtet: „wenn du einer bist, an den man sich bittend wendet, so sei freundlich“. Anii dagegen betont im allgemeinen mehr die Menschlichkeit, aus der die reine Sittlichkeit hervorgeht; er findet schöne Worte für die Verehrung der Mutter, für die Rücksicht auf die Frau, und derselbe Weise gibt doch den Rat, die Ortspolizei durch Geschenke gut zu stimmen. Schon dem alten Dnauf steht der Beruf des Schreibers, d. h. des gebildeten Beamten, am höchsten: „möchte ich dich die Bücher mehr als deine Mutter lieben lassen, möchte ich dir ihre Schönheit vor Augen führen; größer ist sie als die jedes Berufes“. Und davon triefen die Schulübungen des Neuen Reichs, zumal, wenn dem Jüngling vorgehalten wird, wie elend es der Offizier habe, während der Schreiber in Behaglichkeit befehlen könne. Allerdings muß er zuvor tüchtig lernen, und der Faule oder Leichtsinnige wird gescholten: „man sagt mir, du verläßt das Schreiben, du ergibst dich Vergnügungen, du gehst von Gasse zu Gasse, wo es nach Bier riecht“ und schließlich sitzt er, mit Öl benetzt, mit Blumen bekränzt vor dem Mädchen „und du trommelst auf deinen Bauch“. Dieser Schiebergeist, der wirkliche Bildung und Lebenshaltung mit knechtischer Gesinnung und Standesdünkel wunderlich vermischt, tut sich vielleicht am offensten in einer literarischen Streitschrift kund, die man lesen muß, wenn man die ägyptische Gesellschaft verstehen will.

Gute Erzähler sind die Ägypter, mag nun Sinnhe in dichterischer Sprache von Abenteuern bei den Beduinen und von der späten Heimkehr berichten oder ein Jahrtausend später das höfische Heldengedicht die Taten des zweiten Rames II. in der Schlacht gegen die Hethiter verherrlichen. Aber sie alle, die Märchen vom König Cheops und dem Zauberer, die Geschichte von den zwei Brüdern, Trümmer einer Gespenstergeschichte, die Hirtengeschichte mit ihren Wegkreuzen, sie alle bleiben an Bildhaftigkeit hinter der Reise des Un-amon zurück. Breit werden sie alle ausgeführt, aber nicht ermüdend, und auch hier waltet über der Erfindung wie über ihrer Gestaltung jenes Gefühl für Maß und Stil, das die Erzeugnisse der Ägypter zu Kunstwerken erhebt.

Flachbilder und Gemälde stellen mit Gefühl und Freude die Bäume und die Blumen dar, die der Ägypter so sehr geliebt hat, daß er auch die Liebe ohne sie nicht denken kann. Schon damit breitet sich etwas Zartes über diese

Lieder, deren Zurückhaltung fast befremdet, wenn man die offene Sinnlichkeit des Morgenlandes kennt. Vielleicht fragt Erman mit Recht, ob nicht manche Wendung einen zwiefachen Sinn habe; aber die edle Mäßigung ist doch auch hier unverkennbar. Spricht das Mädchen: „es ist süß, zum Teiche zu gehen, um vor dir mich zu baden, daß ich meine Schönheit sehen lasse in meinem Hemd von feinstem Königsleinen, wenn es benetzt ist", so erreicht dies schon die Grenze, die in den Liebesdichtungen der Ägypter zulässig zu sein scheint. Kaum irgend etwas aber ist so reizvoll wie die Erzählung der Sykomore, unter der sich endlich die Liebenden lagern; „ich aber bin verschwiegen und sage nicht, was ich sehe; ich werde kein Wort sagen."

Das ist nur wenig aus einem ebenso reichen wie liebenswürdigen Buche. Wer die Ägypter verstehen will, kommt hier ebenso zu seinem Rechte wie der Absichtslose, der nur eine freundliche Unterhaltung sucht. Daß ein Meister uns solch ein Geschenk macht, wollen wir ihm danken.

Prof. W. Schubart.

Rundschau

Glück und Gott. Über dieses Thema hielt Prof. D. Dr. Hermann Schwarz in der Pfingstsitzung der deutschen Philosophischen Gesellschaft (Geschäftsstelle: Jena, Fuchsturmweg 18) einen Vortrag, der sich mit den Gedankengängen berührt, die Hermann Schwarz in unserer Zeitschrift in einem Aufsatz: Lebensheiligung (1921, S. 56 ff.) ausgeführt hat. In seinem Pfingstvortrage führte der Greifswalder Philosoph etwa folgendes aus: Der Mensch erlebt dreierlei Glück: das Jugendglück der Entwicklung; das Glück der Ergänzung in Umgang, Freundschaft und Bildung; und im Helfen, Lehren und Erziehen, im Dienen und Schaffen, im Kampfe für Vaterland und Ideale das Glück der Hingabe über sich hinaus. Alles Glück der Menschen ist Tiefenglück. Lustgefühle sind nur die zuständliche Begleitung, Schaum der Oberfläche. Die Tiefe des Menschen aber ist eine doppelte. Im Ergänzungs- und Entwicklungsglück wirken sich Spannungen aus, in denen sich alles Gegebene zu gänzen und zu runden sucht. Das Mikron will nicht klein und unfertig bleiben, sondern im Spiele der eigenen Kräfte und in der Aneignung äußeren Gehalts, daran sich sein Wesen nährt, ein Mikrokosmos werden. Es wird vom Alleben ergriffen, indem Alleben in ihm wird. Mindestens kommt Alleben im Ansatz auf, und davon, von dessen seligem sich selbst Finden, rührt her, was an unserm Ergänzungs- und Entwicklungsglück mehr als Persönliches, nämlich Überindividuelles, Gottheitliches ist. Gottheitliches ist noch nicht Göttliches. Gottheitliches und Göttliches sind beides Lebensäußerungen des vorzeitlichen, unseiend wesenden Urgrunds, der Existenz nicht hat, sondern sucht. Um Selbstsein zu erzielen, ging er in Weltform über. Aber statt die eigne Einheitsmächtigkeit zu finden, brach er in lauter zersplittertes Einzelsein auseinander. Überall, wo sich Stücksein zur Ganzheit rundet, wird ein Hauch gottheitlichen Daseins, in der Ebene des Gegebenen, und aus Summierung des Gegebenen gestaltet sich weltförmiges überindividuelles Leben. Das ist in der Tiefe unseres Entwicklungs- und Ergänzungsglücks. Aber das wahre Ziel des Urgrunds, göttliches Selbst, summiert sich nicht aus Ich und Ich und Ich, sondern überbietet alles Nurkosmische in neuer Qualität. Erst wenn im Grundwillen

der Ich die Weltform, der zersplitternde Selbstsinn, aufgehört hat, vermag „göttliches“ Selbst zu sich zu kommen. Nach diesem Gegensatz zur Weltform strebt und hungert es durch alle Schöpfung in einer dritten metaphysischen Spannung. Wo ein Mensch über sich hinausstrebt, daß er nicht sich will, sondern sein Werk, wo ihn das geistige Gesicht des Vaterlands bewegt, daß er von Tat- und Opferwillen dafür erfüllt wird, wo Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit als Ideen vor ihn hintreten, das Bild des Nächsten ihn in Dienst des Herzens nimmt, da wird das Ungegebene vor ihm Erscheinung, damit es in ihm Wirklichkeit werde. Die Wirklichkeit göttlichen Daseins ist Liebe. In ihr erschafft sich der unseiende Ungrund zu seinem echten Selbst. Nicht mehr weltförmiges, sondern überweltliches göttliches Leben bricht bei uns auf. Es wird in jeder menschlichen Hingabe entsiegelt und trägt die eigene Seligkeit auch in die Seele des sich hingebenden Menschen. Im Glücke der Hingabe erlebt dieser das tiefste Tiefenglück. In dem seligen Leben der Liebe, die ihn erfüllt, ist Gottes Ewigkeit.

Das Ende einer Sprachakademie. Die Auflösung der „Accademia della Crusca“, die schon unter den vorangegangenen Ministerien geplant war, ist nunmehr durch Mussolini hauptsächlich aus Sparsamkeitsrücksichten verfügt worden. Jede Tätigkeit für die Herausgabe des großen Wörterbuchs der italienischen Sprache hat mit dem Tage des Inkrafttretens des Dekrets aufzuhören. Alles für die Veröffentlichung bereits vorliegende Material sowie die Kartothek werden zur Verfügung der Studierenden der Biblioteca Riccardiana in Florenz übergeben werden. Ebendahin siedelt auch die Auflösungskommission der „Crusca“ über. In gleicher Weise aufgehoben ist die Abteilung der Crusca, die sich mit der Herausgabe der kritischen Texte lateinischer Literatur beschäftigte und bisher in Bologna arbeitete. Die kritischen Ausgaben der italienischen Literatur sind dem Auflösungsausschuß in Florenz übertragen worden. Dieser Ausschuß besteht aus zehn Mitgliedern; vier werden durch den Unterrichtsminister bestimmt, sechs werden durch die Universitäten ernannt. Ihre Amtsdauer beträgt fünf Jahre. Der Ausschuß ist berechtigt, nationale und fremde korrespondierende Mitglieder zu ernennen; es dürfen jedoch nicht mehr als 30 Italiener zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt werden. Ein monatlicher „Bericht“ soll über die Arbeiten Aufschluß geben. Dieser Torso der ehemaligen „Crusca“ wird vom Staate einen jährlichen Zuschuß von 24 000 Lire erhalten, wovon auch die Kosten des Bulletins zu decken sind. (Die schon im 17. Jahrhundert gegründete, von Napoleon I. 1811 erneuerte Akademie zur Reinerhaltung der italienischen Sprache (crusca = Kleie) gehört zu den ältesten ihrer Art; das von ihr seit 1863 herausgegebene Wörterbuch ist erst bis zum Buchstaben P gediehen; bei normaler Weiterarbeit würden zu seiner Vollendung noch etwa 20 Jahre erforderlich gewesen sein. Die Nützlichkeit des großen Werkes ist bei dem fortwährenden Wandel der Sprache, ihrer unaufhörlichen Vermehrung durch fachtechnische Ausdrücke usw. in italienischen Gelehrtenkreisen selbst vielfach bezweifelt worden.

Die Preußische Staatsbibliothek hat ihrer mit der Handschriftenabteilung verbundenen photographischen Werkstatt eine neue Einrichtung angegliedert, die dazu dient, nach dem vom Professor Dr. Kögel in Karlsruhe (früher in Beuron) erfundenen Verfahren ausradierte Schriften mittels

der ultravioletten Strahlen des Spektrums wieder sichtbar zu machen und auf photographischem Wege festzuhalten. Das Verfahren ist in wissenschaftlicher Beziehung für das Lesen von sogenannten reskribierten Handschriften oder Palimpsesten des Mittelalters von besonderem Werte, kann aber auch in der geschichtlichen Praxis zur Feststellung von Rasuren an Urkunden und Dokumenten wesentliche Dienste leisten.

•

Der neue Sprachverein. Der Deutsche Sprachverein, wie er sich jetzt statt Allgemeiner Deutscher Sprachverein nennt, hat sich neue Satzungen gegeben. Als Zweck des Vereins wird darin bezeichnet, die deutsche Sprache zu hüten und zu pflegen. Er will daheim und in der Fremde die Liebe zur Muttersprache wecken, ihre Reinheit und Schönheit wahren, das Verständnis für ihr Leben, ihre Eigenart vertiefen, das Sprachgefühl schärfen, den Weg bahnen zum rechten Genuß dessen, was deutscher Geist in deutschem Wort offenbart. Seines Wirkens Endziel ist, dem Vaterland zu dienen und jedem Deutschen ohne Unterschied des Stammes und des Standes zum Bewußtsein zu bringen, daß Arbeit an der deutschen Sprache, Arbeit am deutschen Volkstum und an der deutschen Zukunft bedeutet. Die Pflege der Sprachreinheit, die den Verein bekannt und volkstümlich gemacht hat, war schon bisher weder das alleinige noch auch nur das hauptsächlichste Ziel seiner Tätigkeit.

Deutsche Bibliotheken in Beßarabien. In der „Deutschen Zeitung Beßarabiens" finden wir eine Zusammenstellung der in Beßarabien gegenwärtig vorhandenen Einrichtungen für das deutsche Buch. Darnach gibt es fünf deutsche Buchhandlungen, zwei in Tarutino, eine in Arzis, eine in Sarata und eine in Klossitz. Die neue Einrichtung des Deutschen Kulturamts für Großrumänien, Dorfbibliotheken in die einzelnen Dörfer zu legen, ist von vielen Dörfern mit Freude aufgenommen worden. Nach den Umfragen, die die Deutsche Zeitung gemacht hat, gibt es gegenwärtig in 20 Gemeinden 31 Bibliotheken, und zwar 18 Schul- und 12 Gemeinde- und Kirchenbibliotheken mit rund 3000 bis 4000 Büchern. Im ganzen haben 48 Dörfer die Umfrage beantwortet, aus verschiedenen Gemeinden standen die Antworten noch aus. Außer den genannten Bibliotheken gab es ferner eine Leihbibliothek von Schöch in Arzis, eine solche von Knauer in Sarata, die Bibliothek des Sportvereins in Tarutino und die Bibliotheken der höheren Schulen, Knabengymnasium, Mädchengymnasium und Mittelschule.

Finnland über Deutschlands Kulturleistung. In einer Adresse mit 75 000 Unterschriften, die aus Finnland dem deutschen Volke gewidmet wird, heißt es u. a.: „Seit Jahrhunderten war es unserem Volke vergönnt, die Früchte deutscher Geistesarbeit zu genießen, und deutsche Waffen halfen unsere Freiheit zu erringen. Jetzt, wo Deutschland und seine Kultur vom Untergang bedroht sind, können wir Finnländer nicht stillschweigend die Gewalt mit ansehen, die gegen ein wehrloses Volk verübt wird, sondern wollen unserer tiefen Mißbilligung dagegen Ausdruck geben. Möge diese Kundgebung zugleich als Beweis des warmen Mitgefühls dienen, mit dem in Finnland das zähe Ringen des deutschen Volkes um sein Dasein verfolgt wird."

Weltverband der freien Wissenschaft. In China ist unter Führung des deutschen Literaturprofessors an der Universität Peking Dr. Waldemar Oehlke, der auch Vorsitzender des deutsch-chinesischen Kulturverbandes ist, der Grund zu einem Weltverbande der freien Wissenschaft gelegt worden. Der mehrsprachige Aufruf enthält folgende beachtenswerte Äußerungen: Der Weltkrieg und die Revolutionen haben Kräfte geweckt, die der Wissenschaft verhängnisvoll zu werden drohen, da sie zu feindlicher Trennung der Völker einerseits, der Weltanschauungen innerhalb des einzelnen Volkes andererseits zu führen geeignet sind. Von nationalem und politischem Haß die Wissenschaft freizuhalten, ist die hohe und schöne Aufgabe des Weltverbandes der freien Wissenschaft. Durch alljährliche Versendung der Mitgliederliste ermöglicht er die Verbindung und gegenseitige Förderung aller Gleichgesinnten.

Eckermanns Glaubwürdigkeit. — In einer der letzten Gesamtsitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften sprach Prof. Eugen Petersen über die Entstehung von Eckermanns Gesprächen mit Goethe und ihre Glaubwürdigkeit. Seine Kritik hat der Gelehrte mit Heranziehung der Tagebücher und Briefe Goethes, der Gesprächsaufzeichnungen anderer, der Briefe Eckermanns und der Papiere seines Nachlasses unternommen. Petersens Untersuchung läßt einen durch Eckermanns Lebensverhältnisse bedingten periodischen Wechsel zwischen treuer Widergabe und Nachlässigkeit erkennen. Unmittelbare Aufzeichnungen wurden ausgearbeitet im Juni 1823. Winter 1824/25, Anfang 1827, Frühjahr 1829, Februar und März 1830, Anfang 1831. Perioden lückenhafter Aufzeichnungen liegen namentlich in den Jahren 1824, 1825, 1828 und der zweiten Hälfte 1829. Diese Lücken wurden zum Teil nachträglich durch unzuverlässig rekonstruierte Gespräche ausgefüllt. Die Form der Gespräche läßt sechs verschiedene Typen erkennen. 1. unmittelbare Tagebuchaufzeichnungen in Rohform; 2. redigierte Gespräche, die Goethe zur Prüfung vorgelegt wurden; 3. zusammenhanglose wörtliche Aufzeichnungen; 4. Zusammenfassung von Aufzeichnungen verschiedenartigen Ursprungs; 5. Rekonstruktion mit fremden Hilfsmitteln; 6. Rekonstruktion nach dem Gedächtnis. Das Material der Gespräche läßt sich nach diesen Gesichtspunkten aufteilen und die Zuverlässigkeit der Goethe in den Mund gelegten Äußerungen danach im einzelnen bewerten.

Bücherschau

Religionswissenschaft

Textbuch zur Religionsgeschichte. Herausgegeben von Edw. Lehmann und Hans Haas. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1922. A. Deichert. XII, 382 S. Gdz. 7,50, geb. 9,25.

Wer die Welt der Religionen recht kennen lernen will, muß zu den Quellen gehen. Und diese findet er in diesem Bande in guten Übersetzungen, mit Einleitungen, Anmerkungen, Literaturangaben. Die Neuauflage ist stark erweitert. Neu hinzugekommen sind hellenistische Texte, moderne mohammedanische Texte, römische und altdeutsche Quellen, erweitert und ergänzt die chinesischen und japanischen Quellen, die ägyptische und indische Religion. Sehr dankens-

wert ist die Beigabe einiger Proben der verschiedenen Schriftzeichen. Ein unentbehrliches Handbuch für alle diejenigen, die sich mit Religionsgeschichte ernstlich beschäftigen wollen.

Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. Stuttgart, 1923. Deutsche Verlagsanstalt. 3. Band: 482 S. 4. Band: 468 S.

Kurz vor seinem Tode konnte Mauthner noch die beiden Schlußbände seines Werkes veröffentlichen, welche die beiden letzten Jahrhunderte umfassen: Aufklärung in Frankreich und Deutschland, die große Revolution, Reaktion, Materialismus und gottlose Mystik. Besonders die Kritik der letzten 50 Jahre verdient Beachtung, da M. darin ausgiebig von sich selbst und seiner Weltanschauung spricht und damit wertvolle Beiträge zu seiner Biographie gibt. Er will durch das vierbändige Geschichtswerk „die Ketten des alten kirchlichen Dogmas zerreißen“, ohne Anlegung der anderen Ketten des neuen scheinwissenschaftlichen Dogmas (d. h. des Materialismus), er kämpft „gegen den längst vermoderten Kirchenglauben und zugleich gegen den jüngst begrabenen Materialismus oder Mechanismus“ und schließt mit einem Bekenntnis zu einer „gottlosen Mystik“: „Sprachkritik war mein erstes und ist mein letztes Wort. Nach rückwärts blickend, ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis, nach vorwärts blickend, mit Illusionen spielend, ist sie eine Sehnsucht nach Einheit, ist sie Mystik. Epimetheus oder Prometheus, immer gottlos, in Frieden entsagend.“ In dem nun abgeschlossenen Werke überwiegt die Kritik, vor allem Sprachkritik, aber durchaus nicht immer zermalmend, wohl kritisch-skeptisch verneinend, kalt, auch ungerecht. Von Sehnsucht nach Einheit ist nicht viel zu verspüren, liegt auch nicht in der Natur des Verfassers der Kritik, der Sprache und des Wörterbuches der Philosophie. Bewunderung aber verdient die geistige und körperliche Kraft, die dem todkranken Körper noch dieses letzte, großangelegte Werk abgerungen hat. (Vgl. die Anzeigen 1921, S. 177 und 1922, S. 193.)

Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie. Von Arthur Drews. Jena 1923. Diederichs. 320 S. 8°. Mit 25 Abbild., 12 Sterntafeln und dem Bild des Verfassers. Gdz. 7,—, geb. 10,—.

In diesem stattlichen, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten Werke setzt Drews seine Arbeiten über die Christusmythe fort. Es ist als eine Ergänzung seiner Bücher „Christusmythe“ (1909) und „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu“ (1921, vgl. die Anzeige 1922, S. 32) gedacht. Da beide Werke starke Gegner gefunden haben — wie Drews irrtümlich meint, infolge mangelnden Verständnisses der Astralmythologie —, will Drews in seinem neuen Werke das Verständnis für diese Dinge erschließen. Er behandelt das Wesen der Astralmythologie, den Sternhimmel in der griechischen Dichtung und Religion, persische, israelitische und christliche Astralmythen, germanische Mythologie, den Sonnenheld und seine Arbeiten, Mithraismus und Christentum im Lichte des Sternhimmels, den Sternhimmel im Markus-, Matthäus- und Johannesevangelium. Geistreich und scharfsinnig sucht Drews alles zusammen, was seine Hypothese stützt und fast lückenlos schließt sich Glied an Glied. Und dennoch — es bleibt eine geistreiche Hypothese, der Historiker sieht in

allen diesen Fragen nicht den Mythos, sondern die Geschichte, die Überlieferung. Mythologische und geschichtliche Auffassung stehen sich gegenüber als zwei Weltanschauungen, zwischen denen man wählen muß, zwischen denen kein Kompromiß möglich ist. Und Drews ist ein glänzender, kenntnisreicher Führer der mythologischen Gruppe, der sein Handwerk versteht und seinen Standpunkt mit Geschick vertritt. Es wäre zu wünschen, daß die historisch-kritische Theologie und die Geschichtsforschung sich eingehend mit den Darlegungen von Drews auseinandersetzt. Vielleicht tut es Eduard Meyer, der als der beste Kenner der alten Geschichte und insbesondere der Entstehung des Christentums anzusehen ist.

Die Brüder. Aus Vergangenheit und Gegenwart der Brüdergemeine. In Verbindung mit verschiedenen Mitarbeitern herausgegeben von Otto Uttendörfer und Walther E. Schmidt. 3. Auflage. Herrenhut, 1922. Missionsbuchhandlung. 352 S. Gdz. 1,50, geb. 3,—.

Das schöne, reichhaltige Werk liegt bereits in 3. Auflage vor. Es hat als Lese- und Hausbuch sich viele Freunde erworben. Wer sich über die Entwicklung der erneuerten Brüdergemeine — die Zeit von Huß bis Zinzendorf ist leider nur kurz im Anhang erwähnt —, über Zinzendorf und seine Nachfolger, über die Missionstätigkeit, die Diasporaarbeit und die umfangreiche Jugenderziehungsarbeit unterrichten will, findet die nötigen Quellenstücke und Darstellungen. Die Neuauflage zeigt infolge der Not der Zeit einige Kürzungen im Text, auch mußten viele Bilder fortfallen, doch kann auch diese Neuauflage allen Freunden der Herrenhuter empfohlen werden.

Geschichte

Generaloberst Helmuth von Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877—1916; herausgegeben von Eliza von Moltke. Stuttgart, Der kommende Tag, 1922. 456 S., Grdzl. 10,— M., brosch.

Es ist ein Buch der Pietät und Liebe, und zugleich auch der Verteidigung. Die menschlich schönen Eigenschaften des vielgeschmähten Mannes leuchten aus seinen Briefen an Braut, Gattin und Tochter so strahlend hervor, daß es eine Freude ist, ihn nun so recht genau kennen zu lernen; vornehm in der Gesinnung, warmherzig, sehr gebildet, zumal in Geschichte, Philosophie und Malerei, ein äußerst kluger Beobachter und zugleich vorzüglicher Schilderer seiner Beobachtungen und Erlebnisse, ehrlich durch und durch, sogar dem Kaiser gegenüber, in religiösen Dingen über den Konfessionen stehend und den Geist suchend, von erfrischendem Patriotismus — so wird er uns mit jeder Zeile lieber, die wir von ihm lesen. Aber trotz alledem, es läßt sich nun einmal aus der Geschichte nicht löschen: im entscheidenden Augenblick hat er militärisch versagt: er hat die Nerven verloren und die halbgewonnene Marneschlacht abgebrochen und dadurch unabsehbares Unheil angerichtet. Psychologisch mag es verständlich sein, daß er kein Vertrauen mehr zum Kaiser besaß, nachdem er die Gefährdung seines Aufmarschplanes durch die laienhafte kaiserliche Einmischung am 1. August hatte erleben müssen — eine Einmischung, die allerdings politisch-historisch von größter Wichtigkeit ist, weil sie Wilhelms Friedensliebe und Deutschlands Unschuld am Kriege von neuem beweist — aber wenn man seine Unsicherheit und Nervosität

in den traurigen Septembertagen damit entschuldigen will, so greift man erheblich fehl; er war dann eben nicht der richtige Mann an dieser verantwortungsvollsten Stelle. Hier hat sich kein Kaiser eingemischt; er selbst hat sich die falsche Entscheidung abgerungen; er war einfach der Aufgabe nicht gewachsen. Es ist müßig, darüber zu schreiben, ob er so hoch gestiegen wäre, hätte er nicht den großen Moltke zum Onkel gehabt und seinen klingenden Namen getragen; man wird die tiefe Tragik seines Schicksals begreifen, das ihn gerade durch Gewissenhaftigkeit, Verantwortungsgefühl und Nervenüberspannung im Dienste des Vaterlandes nun an diesem so heiß geliebten Vaterlande zum Schuldigen werden ließ; man kann ihn bedauern, daß er nach dem Unglück schlecht behandelt wurde und seine gute Einsicht, schleunigst eine große Entscheidung im Osten herbeizuführen, auf taube Ohren traf — vielleicht hätte er alles wieder gut gemacht, weil er Hindenburg und Ludendorff die nötigen Truppen geben wollte, wenn man ihn im Amt gelassen oder auf ihn, den Verfehmten gehört hätte —; man mag ihn lieben müssen und menschlich seinen Tod an gebrochenem Herzen gewiß versöhnend finden; nur all das kann historische Tatsachen nicht umstoßen: ein Größerer hätte sich den sicheren Sieg nicht entreißen lassen. So bleibt ein Unterton von bitterer Empfindung beim Lesen dieses schönen Buches, freilich auch reicher seelischer Gewinn und allerhand wichtige politische und historische Belehrung: wahrlich, es war kein unedler Mann, dieser jüngere Moltke, und er hat das Denkmal ehrenvoller Erinnerung wohl verdient, das ihm in aller Schlichtheit hier errichtet ist; er wird dem Herzen der Deutschen teuer bleiben, auch wenn ihr Verstand sich gegen ihn sträubt.

Wilhelm von Waldeyer-Hartz, Lebenserinnerungen. 2. Aufl. Mit Porträt. Friedr. Cohen, Bonn. 416 S.

Der berühmte Pathologe hat in seinem 84. Lebensjahre, aber in voller geistiger Frische, diese anspruchslosen Erinnerungen für seine Familie und Schülerschaft niedergeschrieben; sie führen den Leser über einen Zeitraum von fast hundert Jahren bis in die jüngste Gegenwart und bestreben sich, über das Persönliche hinaus auch das Allgemeine klar, nüchtern, objektiv darzustellen und so ein Bild der deutschen Entwicklung zu geben von der engen, liebenswürdigen Welt des Biedermeier bis in die chaotische Zeit unseres Niederbruchs. Natürlich hat die Welt des eigenen Erlebnisses den Vorrang; der westfälische Bauernhof mit seinen gesunden sozialen Verhältnissen, Gymnasium, Universitäten und Gelehrtenlaufbahn, die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft, mannigfache Reisen zu Kongressen und im Auftrage der Berliner Akademie, all das zieht in wechselnden Bildern von scharfer Zeichnung und in hellster Beleuchtung am Auge des Lesers vorbei; aber auch die allgemeine politische und kulturelle Würdigung der ganzen Epoche wird mit gesundem Urteil, ohne jede Phrase und mit dem geschärften Blick des Tatsachenbeobachters vollzogen, zuweilen etwas breit und lehrhaft-philiströs, gar zu vernünftig und hausbacken, zu viel des Selbstverständlichen bringend, oder nur Namen registrierend, doch aber immer instruktiv und getragen von ehrlicher Wahrheitsliebe und einem männlichen Charakter. Von Einzelheiten mögen die Betonung des Wertes humanistischer Bildung, die vortreffliche Kritik der elsässischen Verwaltungsfehler, die Berichte über die Tätigkeit der Akademien, die

Krankheitsgeschichte Friedrichs III., die Betrachtungen zur Kriegsschuldfrage hervorgehoben werden; bei der weltumfassenden Bedeutung des großen Gelehrten wird hoffentlich gerade die ruhige, objektive Erörterung des letztgenannten Punktes im Auslande ihre Wirkung nicht verfehlen. Gelegentlich wird man wohl auch zum Widerspruch gereizt; so wird der Historiker des öfteren tiefer graben wollen. Erinnerungsfehler waren nicht zu vermeiden (so wird z. B. der Friede von Shimonoseki fünf Jahre zu spät angesetzt), und der Vorschlag, Preußen und Bayern in Gaue zu zerschlagen und aus Deutschland einen Bund kleiner Staaten nach dem Beispiele Nordamerikas zu machen, ist schwerlich ein Gipfel historisch-politischer Einsicht; im ganzen aber ist das Buch ein Kulturbild von bleibendem Werte und seine Lektüre ein Genuß; man legt es seelisch und geistig bereichert aus der Hand und beugt sich in Ehrfurcht vor dem wackeren, echt deutschen, liebenswerten Mann, der nun auch in die Ewigkeit entrückt ist, den man aber noch nach Jahrhunderten mit Dankbarkeit nennen wird. Dr. R.

Die Limburger Chronik. Eingeleitet von Otto H. Brandt. Jena, 1922. Diederichs. 58, 123 S. mit 17 Abbildungen. Grdz. 7,— M., geb. 11,— M.

Der Verlag Eugen Diederichs macht uns mit einem kulturhistorisch sehr bedeutsamen Quellenwerk des 14. Jahrhunderts bekannt. Ein kenntnisreicher Mann stellt darin die Vielgestaltigkeit des Lebens seiner Zeit dar, ohne kritische Stellungnahme. Er beschränkt sich auf das, was er selbst gesehen und beobachtet hat; im wesentlichen bringt er alles das, was für Limburg und für die engere Heimat an Lahn und Rhein Bedeutung hat. Reichsangelegenheiten sind nur selten erwähnt; ein Zeichen, daß sich das politische Leben zur Zeit Karl IV. und Wenzels auf die Städte und die Einzelländer zurückgezogen hat. Ausgezeichnet aber läßt uns die Chronik das gesellige und moralische Leben des 14. Jahrhunderts erkennen. Neben vielen Mitteilungen über Wetter und Ernte, Unglücksfälle, finden wir zwanzig Volkslieder aufgezeichnet, eingehende Darstellungen der Trachten der Zeit, der Judenverfolgungen, Geißlerfahrten, Pest, Tanzwut, also der Lebensäußerungen des Volkes, wie wir sie in so persönlicher Auffassung in mittelalterlichen Quellen nicht oft finden. Neben der Einleitung, die den Leser gut in den geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Umkreis der Chronik einführt, verdienen die 17 Bilder besondere Erwähnung; sie sind geschickt ausgewählt als wertvolle Ergänzungen des Textes und gut wiedergegeben.

Max Lenz. Wille, Macht und Schicksal. München, R. Oldenbourg, 1922. 272 S.

Dieser dritte Band der „Kleinen Schriften" des Meisters historiographischer Kunst umfaßt Essays und Vorträge von Luther bis in die trübe Gegenwart hinein; die gewaltigen Gestalten des Reformators, Gustav Adolfs, Napoleons und Bismarcks, werden wie ragende Leuchttürme am Rande des tosenden Weltmeeres aufgebaut, um dem geknechteten deutschen Volke in Sturm und Wetter ein Ziel der Fahrt zu zeigen, wert der Anspannung aller Kräfte, Hoffnung spendend und Trost verheißend, strahlend über allem Elend des Augenblicks, weisend auf eine lichte Zukunft. Unbeugsame Willenskraft führender Geister, der feste Glaube, daß nur die von sittlichen Kräften getragene Macht im politischen Leben vorwärts bringt, und die unzerstörbare Zuversicht,

daß in dem Wechsel der Dinge das Schicksal seine Knoten nach ewigen Gesetzen des Daseins schürzt, also daß ein Volk, das an sich selbst, an seinen Genius, an seine Zukunft glaubt, nicht untergehen kann, daß in dem Ringen streitender Gewalten schließlich doch die höhere Idee, die größere Reinheit des Wollens, die bessere Sache siegt, dieser deutsche Idealismus durchzieht das ganze Buch und gibt die Wertmaßstäbe für die Entwicklung der geschichtlichen Welt und zugleich die Kraft zu der Hoffnung, daß uns dereinst wieder ein Leben in Freiheit beschieden sein wird.

Und doch ist das Ganze keineswegs agitatorisch gefaßt oder zugespitzt; bei aller Vaterlandsliebe, bei allem Schmerz über die gegenwärtige Not bleibt Lenz der objektive Historiker, und eine Fülle geschichtlicher Erkenntnis ergießt sich über längst vergangene Perioden, bis zu den Propheten des Alten Bundes hin: wie sollte es auch anders sein, wenn das Schicksal gesehen wird nicht in einem blinden Fatum, sondern in dem Genius der Völker, der lebendig wird in gewaltigen Einzelpersönlichkeiten, wenn es als notwendig erfaßt wird, in den großen historischen Zusammenhängen, in den Konstellationen der Politik, in den Traditionen der Staatenfamilie, in dem Ehrgeiz, den jeder Staat aus der Natur seines Landes, seiner Geschichte, seiner ganz besonderen Eigenart schöpft, in dem Willen endlich zur Macht, den er besitzt und der die Gegenkräfte bei den anderen weckt! Die Weltgeschichte ist so ein ewiger Kampf und voller Tragödie; Ideen sind in Wahrheit die machtbildenden und dadurch entscheidenden Faktoren; sie ringen mit einander als moralische Energien, sie verflechten sich miteinander, ziehen sich an, stoßen sich, wandeln sich ab und bilden so in ihrer universalen Verkettung und lebendigen Gemeinschaft den Inhalt der Geschichte. Denn jeden Staat ist selbst nichts anderes als solch eine Idee, eine lebenerfüllte, ganz bestimmt gerichtete Wesenheit, und jeder Fortschritt in Wirtschaft und Kultur, den er macht, hängt ab von dem Maß von Unabhängigkeit, das er in der Welt zu behaupten weiß; die Macht erst sichert die Güter der Kultur, gewährt dem Genius einer Nation freie Entfaltung und verbürgt den Frieden. Freilich nicht Macht schlechthin als sinnliche Anhäufung roher Kraft und gieriges Zusammenraffen von Land und Leuten, als blinde Eroberungslust und brutale Unterdrückung anderer, sondern Macht als sinnvolle Form in Gestalt innersten Lebens, als Ausdruck eines genialen Willens und sittlicher Kräfte, als notwendige Folge schöpferischen Dranges und historischer Realitäten, als Organisation der Volkskraft, als verkörperte Idee eines Staates. Der Zweck erst, dem sie sich unterwirft, der Gedanke, der sie treibt und trägt, gibt ihr die Seele, Sinn und Bedeutung. Und so werden denn die einzelnen Staaten nach ihrer Wesensart und Richtung untersucht, die Möglichkeiten und Ziele ihrer Entwicklung dargelegt, die Notwendigkeit ihres Ringens miteinander beleuchtet. Es ist ein geistvolles Kompendium der neuen Geschichte, ein Panorama von weitester Fernsicht, das hier sich öffnet und viele Tatsachen in neuem Lichte zeigt. Vor allem aber wird die fortreißende Kraft der großen Persönlichkeiten klar, die der letzte Ausdruck des innersten Willens ihrer Völker waren, die in ihrem ganzen Sein von dem Glauben an die Sache ihrer Nation, ihres Staates getragen wurden, die den Lebenswillen und die zu Tage drängenden Gedanken und Antriebe der Gesamtheit verkörperten.

Es ist hier nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen, auch ließe sich die Summe der Probleme, die in den 14 Essays aufgerollt werden, und der Reichtum feiner Beobachtung, klaren Urteils und glücklichster Formgebung, der hier ausgeschüttet wird, gar nicht in wenige Worte fassen; es möge genügen, den leitenden Gedanken skizziert zu haben. Das eine aber ist sicher, daß die deutsche Geschichtsschreibung der letzten Jahre wenig Bücher aufzuweisen hat, die sich an Geist und Tiefe, an Wissen und Schönheit, an belebender und seelenstärkender Kraft mit diesen Aufsätzen von Max Lenz vergleichen lassen. Dr. R.

Grundzüge der Weltgeschichte. Von Alexander Cartellieri. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1922. 276 S.

Eine knappe, klare Übersicht unter dem Gesichtspunkte der Machtentwicklung, recht nützlich zu lesen für Leute, die nicht glauben wollen, daß die Macht der köstlichste Siegespreis im Volksbewerb der Völker ist. Schade, daß der Verfasser mit dem Jahre 1914 schließt; gerade wenn der Machtwandel in den Beziehungen der Staaten zum leitenden Gesichtspunkte erhoben würde, hätten die letzten Zeiten mit ihrer ungeheuren Machtverschiebung beste Belehrung geboten. Doch man soll sich des Gebotenen freuen; wer weltgeschichtliche Zusammenhänge in großen Zügen sucht, wird sie hier finden, und nicht von einem Dilettanten, sondern von einem hervorragenden Kenner dargestellt. Dr. R.

Schwarz-rot-gold. Von Robert Riemann. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1915. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1921, 215 S.

Die Arbeit eines Dilettanten vom demokratischen Standpunkt aus im Stile nüchterner Volksaufklärung, ohne eine Spur von Verständnis für Bismarcks Größe, die selbst in der Außenpolitik verneint wird. Immerhin nicht ohne Verdienst, da der einfache Leser eine Fülle von Tatsachen und Persönlichkeiten kennen lernt und zum Nachdenken über politische Dinge angeregt werden mag. Für Leute mit historischer und politischer Bildung ist das Buch, ganz abgesehen von seiner Tendenz, die geschichtliche Entwicklung von 1848—1918 als Irrweg zu kennzeichnen, auch darum wertlos, weil es nirgends in die Tiefe gräbt und an allen wirklichen Problemen stracks vorbeigeht. Dr. R.

Literatur und Sprachwissenschaft

Die deutsche Dichtung in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben. Eine Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Franz Faßbinder, August Kahle und Friedrich Kortz. Freiburg, Herder, 1922. XI, 262 S. XII, 594 S. Gz. geb. 17,50.

Wir leiden zweifellos an einer Überproduktion von Literaturgeschichten, und auch an Anthologien ist kein Mangel, und doch begrüßen wir dieses umfangreiche Werk als eine wertvolle und notwendige Neuerscheinung. Zweierlei zeichnet das Werk aus: einmal betrachtet es die Literatur jeder Periode als eine Äußerung der vielgestaltigen Kultur und setzt es in Beziehung zu den anderen kulturellen Erscheinungen in Philosophie, Baukunst, Malerei, Musik, Politik und Dichtung, arbeitet dabei klar und übersichtlich die einheitlichen

Merkmale in Form und Inhalt heraus, und zweitens bringt es eine Fülle charakteristischer Proben von den ältesten Zeiten bis in die jüngste Gegenwart. Diese doppelte Einstellung macht dieses Buch zu einer empfehlenswerten Literatur- und Kulturgeschichte, indem es nicht bloß über Literatur spricht, sondern auch in die Literaturwerke selbst einführt. Daß keine Proben aus Prosawerken und Szenen aus Dramen gebracht werden, ist zu bedauern, läßt sich aber räumlich nicht ermöglichen. Auch über Auswahl und Eingliederung läßt sich streiten, besonders in der jüngsten Literatur, denn man kann die meisten Dichter nicht mit einem einzigen Etikett versehen und mit einem Schlagwort ihr Wesen bezeichnen. Gelegentlich macht sich auch eine etwas einseitige Beurteilung vom katholischen Standpunkt aus bemerkbar, ohne aber dabei ungerecht zu werden. Alles in allem: eine gute Einführung in die deutsche Dichtung.

Deutsches Wörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten und Fremdwörter und des kulturgeschichtlichen Inhaltes des Sprachschatzes, alphabetisch und nach Wortfamilien geordnet sowie mit zahlreichen Zusammenstellungen für den praktischen Gebrauch. Von Professor Dr. Karl Bergmann. Leipzig, 1923. Friedrich Brandstetter. XX, 404 S Gr. 8°. Gz. geb. 10,—.

Dieses recht brauchbare Wörterbuch, das als dritte völlig umgearbeitete Ausgabe des etymologischen deutschen Wörterbuches von Paul J. Fuchs erscheint, stellt sich in den Dienst der Deutschkunde, die jetzt mit Recht einen größeren Raum im Schulunterricht verlangt. Es enthält alles das, was der etwas lang geratene Untertitel verspricht und kann sich auch neben den bewährten Wörterbüchern von Kluge, Hirt, Wasserzieher u. a. sehen lassen. Besonders in den übersichtlichen Zusammenstellungen (42 Seiten) finden wir eine Fülle von Material, das auch für Privatstudien anregend und nützlich ist, so daß es nicht bloß als Nachschlagebuch, sondern auch als Lesebuch recht brauchbar ist. —

Naturwissenschaft.

Newcomb-Engelmanns Populäre Astronomie. Sechste Auflage. In Gemeinschaft mit den Herren Prof. Dr. Eberhard, Dr. Freundlich, Dr. Kohlschütter herausgegeben von Prof. Dr. H. Ludendorff. Leipzig 1921. Wilh. Engelmann. XII, 889 S.

Es ist dem Verlage hoch anzurechnen, daß er trotz der Ungunst der Zeit diese neue Auflage herausgebracht hat. Es ist heute ein Wagnis, einen Band von beinahe 900 Seiten mit 240 guten Abbildungen auf den Büchermarkt zu bringen. Es wird aber gelingen, dafür bürgt der vorzügliche Inhalt, der auch die neuesten Untersuchungen berücksichtigt. Einige Kapitel sind neu geschrieben worden, einige Abschnitte neu eingefügt worden. So bleibt von dem alten Newcomb nicht viel mehr übrig, aber nicht zum Schaden des Werkes. Auch von der Neuauflage sind die alten Vorzüge zu rühmen: strenge Wissenschaftlichkeit in leicht verständlicher Form, geschichtliche Behandlung der Probleme bis zum heutigen Stande unserer Kenntnis, gute, klare Abbildungen. Für den nichtgelehrten Astronomen macht sich nur unangenehm das Fehlen von Sternkarten bemerkbar, für den Fachmann sind sie selbstverständlich entbehrlich. Das Werk sei allen Freunden der Himmelskunde warm empfohlen.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften. 1920—1921. 32. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. August Schlatterer. Freiburg i. Br. 1922. Herder. XVI, 394 S. Lex. 8⁰. Mit 127 Bildern auf 20 Tafeln und im Text.

Etwas verspätet erscheint das bekannte Jahrbuch; sein Inhalt erstreckt sich über alle Gebiete der praktischen Naturwissenschaften: Technik, Forst- und Landwirtschaft, Fischerei, Medizin, Luftfahrt, Erdkunde, Himmelserscheinungen und einige Aufsätze über Hauptfragen und praktische Hinweise. Etwa 500 Einzelfragen werden darin behandelt. Die leichtverständliche Darstellung, die zahlreichen statistischen Angaben, die Bilder, der reiche und vielseitige Inhalt sind so wertvoll, daß das Jahrbuch von dauerndem Wert ist.

Astronomie für Alle. Von Robert Henseling. Abt. I: Sternhimmel und Menschheit. Stuttgart, 1923, Franckhsche Verlagshandlung. 80 S. Gr. 8.

Dieses Werk soll sechs in sich abgeschlossene Abteilungen umfassen und das Wissen vom Weltall gründlich und volkstümlich darstellen. Bisher liegt nur der erste Teil vor, der die Entstehung unseres astronomischen Weltbildes und eine Anleitung zu einfachen Himmelsbeobachtungen gibt. Besonders der erste Teil bringt eine Fülle von kulturhistorisch interessanten Mitteilungen und Bildern, die auch völkerpsychologisch und geistesgeschichtlich wertvoll sind. Die „Anleitung“ selbst ist leichtverständlich geschrieben und führt zu eigenem Sehen und Beobachten. Die folgenden Abteilungen sollen schnell folgen.

Entwicklungsgeschichte des Weltalls, des Lebens und des Menschen. Von Hans Wolfgang Behm. Stuttgart, o. J. (1923). Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 232 S. Mit 520 Abb. Gdz. 10,40 M.

In großen Zügen führt uns Behm die Entwicklung des erkennbaren Weltgebäudes, die Entwicklungswege der Erde und ihres Lebens, Ursprung und Aufstieg des Menschen vor. Es sind die großen Rätsel der Natur, die uns so oft beschäftigen und die wir doch nicht lösen können. Auch Behm nicht, wenn er auch in kühnem Optimismus behauptet: „Wir wissen nun heute: Nach Formeln der Entwicklung wuchs der große Baum des Lebens empor. Nicht erschaffen wurden Pflanze, Tier und Mensch. Alles hat sich nach- und auseinander entwickelt“. Ganz soweit sind wir trotz Behm nicht. Aber es lohnt sich, den Gang der Darstellung in diesem Buche zu verfolgen. Viel Interessantes und Neues wird hier zusammengetragen, besonders der reiche Bildschmuck verdient Anerkennung.

Schöne Literatur

Deutsche Balladen. Von Bürger bis zur Gegenwart. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart, 1923. Deutsche Verlags-Anstalt. 369 S. 8⁰.

Die Weggetreuen. Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart. Ausgewählt von Peter Bauer. Freiburg i. Br. 1922. Herder. X, 220 S. Geb. Gdz. 5,80.

Lissauer, selbst ein guter Balladendichter, legt uns hier eine gute Auswahl deutscher Balladen vor, nur einige der bekanntesten sind fortgelassen. Als

Gesichtspunkt für die Auslassung gibt L. an: Bei der Auslese ward auf Stoffe zunächst in keiner Weise gesehen, sondern immer nur auf dichterische Vollendung, und diese ward erkannt in dem Einklang von schöpferischem Gehör und Gesicht, in der durchaus bestimmten, jedoch unnüchternen, von geheimnisvollem Licht und Zwielicht überzitterten Anschauung, ganz besonders aber im Ton, in jenen von keinerlei Willen bestimmbaren, aus den untersten Tiefen des Geblütes gespeisten Flutungen und Zuckungen des Rhythmus. — Die Anordnung strebt, die wesentlichen mythischen, legendaren und historischen Stoffkreise und die entscheidenden menschlichen Typen herauszuarbeiten. Das Buch wird sich neben dem anders gearteten Balladenbuch von Avenarius bald in Haus und Schule einbürgern. Peter Bauers Sammlung von Ehegedichten füllt ein Buch voll Ernst und Innigkeit. Die Auswahl ist vorzüglich, einige der Bekenntnisse sind auch zum ersten Male in dieser Sammlung veröffentlicht. Sie umfassen, in sechs Stimmungskreise geordnet, alle edlen und tiefen Stimmungen zwischen der Seligkeit erster Hingabe bis zum Abendglück verklärten Alters; besonders erfreulich sind auch die feinsinnigen Beiträge der lebenden Dichter. In allen glüht eine seelenvolle Innigkeit, die das schön ausgestattete Buch zu einem empfehlenswerten Haus- und Ehebuch machen.

Frauen-Glück und -Sehnsucht. Von Reinhold Braun. Berlin o. J. (1923.) Alfred Unger. 107 S., geheftet 2,50 M., Gdz. 3.— M.

Erst vor kurzem hatten wir die Freude, das Bronnenbuch und das Morgenbuch von Reinhold Braun an dieser Stelle anzuzeigen. Das neue Frauenbuch reiht sich den beiden würdig an. Abgeklärtheit und Innerlichkeit sind die Kennzeichen dieser Dichtungen. In einer stark rhythmischen Prosa, gelegentlich auch in volltönenden Versen, werden alle Freuden und Wonnen, alle Sorgen und Seligkeiten von der ersten bräutlichen Stimmung bis zur Ruhe des Alters zu einem nachhaltigen Erlebnis. Wer in der heutigen Zeit der Unrast und inneren Zerrissenheit nach den Quellen der Seelenkraft und Seelenfreude sucht, greife zu diesem Werke, das an die tiefsten Problemen des deutschen Lebens rührt, an das Familienglück. Keusch und zart und innig singt Braun von der Seele der deutschen Frau. Ein Haus- und Geschenkbuch für Frauen von so eigenartiger und lebensvoller Prägung, wie wir es noch nicht besaßen. Wir wünschen ihm eine recht große Verbreitung. Hz.

Rodinka. Eine russische Erinnerung. Von Lou Andreas-Salome. Jena, 1923. Diederichs. 260 S. 8°. Gz. broch. 5,—; geb. 7,50.

Diese Jugenderinnerungen der bekannten Schriftstellerin geben uns eine fein gezeichnete Psychologie der russischen Volksseele. Sie lassen uns Blicke in russische Menschen und russisches Landleben tun, denen wir sonst als Westeuropäer verständnislos und fremd gegenüberstehen. Die Tragik der russischen Intelligenz, der Konflikt zwischen russischer und westeuropäischer Seele, zwischen alter und neuer Zeit wird Schritt für Schritt und Stufe für Stufe mit sicherem Taktgefühl entschleiert, immer durchstrahlt und erwärmt von tiefem Mitgefühl und liebevoller Menschlichkeit. Besonders rührend sind, wie schon in früheren Werken, die Kindergestalten gezeichnet, die aus der intimsten, liebevollsten Beobachtung heraus geformt sind. Man weiß nicht, sind es wirkliche Jugenderinnerungen oder ein tiefschürfender moderner psychologischer Roman.

Gute Romane und Erzählungen.

Trotz der Papiernot und der hohen Herstellungskosten erscheint heute eine solche Menge neuer Romane, daß es dem gewissenhaften Chronisten schwer fällt, den Weizen vom Spreu zu sondern. Ohne Vollständigkeit zu erstreben, wollen wir wenigstens auf einige, den Durchschnitt überragende Erscheinungen kurz hinweisen. Mit dem eindringenden Blick des Dichters erzählt uns Heinrich Zerkaulen in klingender Dichtersprache die Geschichte einer Jugend: Der kleine Umweg. (München. Kösel und Pustet. 118 S.) Mit goldenem Humor und tiefem Lebensernst finden wir hier die Weisheit des alten Pfarrers bestätigt: Das Schönste im Leben sind doch die Umwege. Nur darf man nicht vorzeitig fußkrank werden. Ein Buch für Eltern und Freunde der Jugend. — Von Schuld und Sühne handelt das neueste Buch des fränkischen Dichters Leo Weismantel: Das unheilige Haus. (München. Kösel und Pustet. 427 S.) Vater und Sohn gehen wider die eherne Starrheit wohlgefügter Ordnungen an, der Vater als Vertreter des schollentreuen Bauernstandes gegen das alte Erbrecht der Erstgeburt, der Sohn im Priestergewande gegen das alte Gesetz des Gnadenortes und beide werden am Ende vom Schicksale gedemütigt. Ein Heimatbuch der Rhön, das neben der ruhigen Schilderung bäuerlicher Volksbräuche leidenschaftlich und dämonisch bewegtes Innenleben bringt. Erklingt auch der dichterische Gehalt noch nicht immer in voller Reinheit und Klarheit, so ist doch der Gesamteindruck des großangelegten Werkes nachhaltig. — Von nicht so starker Wirkung ist Georg Kleibömers Roman: Jürgens Berufung. (Hamburg, 1922. Hanseatische Verlagsanstalt. 312 S.) Jürgen Holm, ein junger Lehrer, will das Leben zwingen, kämpft mit den Problemen des Tages, der Zeit, bis ihm der Zusammenbruch die Grundlagen des Neuen offenbart. In einer Botschaft an die Jugend und unser Volk klingt das Buch in sicherem Glauben an den kommenden Aufstieg aus. Künstlerisch durch die zu aufdringliche Tendenz nicht immer befriedigend, bringt das Buch eine Reihe stimmungsvoller Bilder aus Heimat und Fremde. — Ein prächtiges Schwabenbuch hat uns wieder Ludwig Finckh geschenkt: Seekönig und Graspfeifer. Erzählungen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1922. 147 S. 8°.) Eine poetische Kleinwelt lebt in diesen kleinen Erzählungen, die F. in mehr als 20 Jahren neben seinen bekannten größeren Werken geschrieben hat. Aus allen Skizzenblättern leuchtet Sonnenschein und Sonnenwärme, wenn er in rechter Mischung von Ernst und Fröhlichkeit von der schönen Bodenseelandschaft, von Menschen und Tieren erzählt. Finckhsche Eigenart und Kunst ist das Merkmal dieses Bändchens. — Eine Zeitsatire von Geist und Humor hat Julius R. Haarhaus unter dem Titel: Die rote Exzellenz, ein Tierroman, veröffentlicht. (Leipzig. 1922. Voigtländer. 256 S.) Der alte Reinecke Fuchs, in der Gestalt des Regierungsassessors Reinhart von Malepart, tritt in diesem Buche als Hauptheld auf. Fein beobachtet ziehen in den Tiergestalten alle die Menschentypen an uns vorüber, die wir in den letzten Jahren in all ihrer Charakterlosigkeit kennen gelernt haben. Ein Buch treuer Naturbeobachtung und Naturliebe, nachdenklich und zum Nachdenken anregend. — Recht empfehlenswert sind die beiden Bände der Sammlung: Deutsche Erzähler (Leipzig, Voigtländer), die uns eine gute Auswahl der Erzählungen von Jeremias Gotthelf und Adalbert Stifter bringen. Jeremias Gotthelfs

Meistererzählungen (347 S.) umfassen fünf Erzählungen, die zu seinen reifsten Schöpfungen gehören und seinen Ruf als Volksschriftsteller begründet haben: Elsi, die seltsame Magd; Kurt von Koppigen; die schwarze Spinne; Hans Joggeli; die Frau Pfarrerin. Auch die Auswahl aus Adalbert Stifters Erzählungen (373 S.) ist gut. Hochwald, Brigitta, Hagestolz, Bergkristall zählen zu den besten deutschen Erzählungen; nur sollte man sie nicht Kindern in die Hand geben, die für die Schönheit und Eigenart Stifters oft nicht das nötige Verständnis haben. Da auch die Buchausstattung hohen Ansprüchen genügt, ein Vorwort in die Eigenart des Werkes einführt, sei die Sammlung allen Freunden deutscher Erzählkunst empfohlen. — Eine wertvolle literarische Entdeckung verdanken wir Friedrich von Oppeln-Bronikowski, indem er uns in formvollendeter Übersetzung mit einer Auswahl des in Deutschland wenig bekannten wallonischen Schriftstellers Charles Deulin bekannt macht, die dieser vor einem Menschenalter in französischer Sprache veröffentlicht hat: Erzählungen des Königs Gambrinus. (Jena, 1923. Diederichs.) Es sind derbe und schalkhafte Schwänke und Geschichten, die ihre Verwandtschaft mit niederdeutschen Sagen und Überlieferungen nicht verleugnen können, bringen sie doch altes deutsches Volksgut aus dem einst deutschen Flandern und Hennegau. Auf Schritt und Tritt treffen wir auf Motive, die uns wohl bekannt sind. Dank dieser sachlichen Zusammenhänge und dank der guten Übersetzung lesen sich die kleinen Geschichten wie deutsche Schwänke und bereiten dem Leser einige frohe Stunden. — Auch in der bekannten Sammlung: Schatzgräber, herausgegeben vom Dürerbund (München, 1922, Callwey) sind einige neue Hefte erschienen (Nr. 107–114), die wie die ganze Sammlung warm empfohlen seien. Sie bringen Ausschnitte aus Gottfried Keller, Brehm, Heer, Dorfler, Bartels, teils belehrenden teils unterhaltenden Inhalts.

Jugendbücher

Bongs Jugendbücherei. Berlin o. J. Rich. Bong. 8°.
In dieser Sammlung guter Jugend- und Volksbücher sind einige neue Bände erschienen, die den bereits empfohlenen (vgl. Jahrgang 1921, S. 264) nicht nachstehen. So behandelt Felix Lorenz Deutsche Dichter, die unsere Jugend kennen sollte. (434 S. mit vier bunten Beilagen, 73 Textbildern und 66 Handschriftproben.) Neben einem kurzen Überblick über Leben und Schaffen des Dichters sind einige kurze Proben aus den Meisterwerken gewählt. Das Werk kann als Einführung und Wegweiser durch die Schätze deutscher Dichtung empfohlen werden. Eine Reihe von Aufsätzen verschiedener Fachmänner macht uns in dem Bande: Berühmte Musiker und ihre Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Richard Sternfeld (363 S. mit 76 Textbildern und 44 Notenbeispielen), mit der Eigenart der bedeutendsten Komponisten und den wichtigsten Ereignissen ihres Lebens bekannt. Nur die Höhepunkte sind in lebendiger Darstellung gewürdigt. Da gerade dieses Gebiet der Kunst in der Schule noch stiefmütterlich behandelt wird, so sei dieses Buch der Jugend und auch Musikfreunden warm empfohlen. Spannend und fesselnd geschrieben ist Hans Dominiks Im Wunderland der Technik, Meisterstücke und neue Errungenschaften, die unsere Jugend kennen sollte. (365 S. mit 182 Abbild.) Er gibt eine leicht verständliche Einführung in die

Entwicklung der Technik und ihrer Wunderwerke und versteht es vorzüglich, auch die Grundgedanken und Entwicklungsmöglichkeiten herauszuarbeiten. In dem Bande: Seelenleben unserer Haustiere, das unsere Jugend kennen sollte (395 S. mit 107 Bildern) will der bekannte Tierpsychologe Dr. Th. Zell in der heranwachsenden Jugend ein tieferes Empfinden zu jenen Tieren wecken, die als Haustiere (im weitesten Sinne) mit den Menschen in engerer Gemeinschaft leben. Auf Grund eingehender Naturbeobachtung sucht er alles das zu deuten und klar zu stellen, was uns in dem Benehmen der Tiere nicht ganz verständlich ist und daher oft unrichtig gedeutet wird. Zwei Vorzüge dieser Jugendbücherei seien noch besonders gerühmt: die vorzügliche Ausstattung und der auch Erwachsene fesselnde Inhalt.

Heinrich Schliemann, der Schatzgräber. Von Otto Seiffert. Berlin o. J. Hermann Paetel-Verlag. 195 S. mit Abbildungen.

Der in der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend erschienene Band verfolgt und erfüllt einen doppelten Zweck: am Leben Schliemanns soll die Entwicklung eines tatkräftigen, ideal gesinnten Mannes geschildert werden, der sich aus dürftigsten Verhältnissen zur höchsten Höhe des Lebens emporgearbeitet hat; daneben gibt es an der Hand von Schliemanns Werk eine gute Einführung in die Kultur der mykenischen Zeit. Das fesselnd geschriebene Werk kann für die reifere Jugend empfohlen werden.

Mit Blitzlicht und Büchse. Von C. G. Schillings. Volks- und Jugendausgabe. Herausgegeben von Dr. Arthur Berger. Leipzig. R. Voigtländer. VII, 200 S. Gdz. 5,50.

Diese verkürzte Ausgabe hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, die Gedanken Schillings weiteren Kreisen, insbesondere aber der Jugend, zu vermitteln: Tunlichster Schutz der Naturdenkmäler, Achtung vor der Natur und ihren Schönheiten, Anleitung zu liebevoller Naturbeobachtung. Das Buch enthält eine gute Auswahl von Abschnitten aus den größeren Werken des Forschungsreisenden. Außer dem Bildnis des Verfassers sind 39 photographische Original-Tag- und Nachtaufnahmen beigegeben. Das Werk sei allen, die sich die größeren Werke von Schillings nicht anschaffen können, als gutes Volks- und Jugendbuch empfohlen.

Das Blockhaus am Chandlarsee. Ein Abenteurerbuch von Arthur Berger. Leipzig, 1923. R. Voigtländer. VIII, 247 S. Mit 19 Zeichnungen von F. Koch-Gotha. Geb. Gdz. 4,—.

Jochen Petersens Abenteuer in Indien und Sumatra. Von Arthur Berger. Ebenda. VIII, 294 S. Mit 39 Zeichnungen von F. Koch-Gotha. Geb. Gdz. 4,—.

Beide Bände enthalten Abenteurergeschichten, wie sie unsere Jugend liebt. Im Blockhaus am Chandlarsee finden sich zufällig Abenteurer aus aller Welt zusammen und erzählen von ihren Fahrten und Abenteuern. Es sind meist wahre Begebenheiten, daneben auch Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in Unterhaltungsform. Interessant und belehrend. Dasselbe gilt von Petersens Abenteuer. Der Held gerät im Weltkriege in Ostafrika in englische Gefangenschaft. Seine Flucht von Indien nach Sumatra, die Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und im Urwalde sind spannend dargestellt und werden unserer deutschen Jugend gefallen.

Der Untergang der Jeannette-Expedition. Von William H. Gilder. Leipzig, 1922. Brockhaus. 159 S. 8⁰.

Ein arktischer Robinson. Von Einar Mikkelsen. Ebenda. 159 S. 8⁰.

Beide Bändchen sind in der Sammlung: Reisen und Abenteuer erschienen, die Auszüge aus den größeren Werken berühmter Weltreisender und Entdecker bringen. Mit vielen Bildern und Karten geschmückt, in der Auswahl geschickt, werden die beiden Darstellungen aus dem Leben wagemutiger Polarforscher von der Jugend gern gelesen werden.

Das wilde Kleeblatt. Eine Schülergeschichte von Richard P. Garrold. Freiburg i. Br. 1922. Herder. 5. und 6. Auflage. IV, 320 S. 8⁰. Mit 6 Bildern. Gdz. 6,—.

Die Geschichte vom hölzernen Bengele. Lustig und lehrreich für kleine und große Kinder. Nach C. Collodi. Deutsch bearbeitet von Anton Grumann. Ebenda. XII, 258 S. 8⁰. Mit 77 Bildern.

Beide Werke sind in katholischen Familien weit verbreitet, zeigen aber neben manchen Vorzügen auch starke Schwächen. Garrolds Kleeblatt, für 13 jährige bestimmt, ist eine englische Schülergeschichte, deren tragischer Verlauf nicht recht dem Kindesalter entspricht. Die Geschichte des Bengele ist eine freie Bearbeitung des italienischen Pinocchioabenteuers, die aber neben den alten deutschen Kasperle- und Struwelpetergeschichten wirklich „hölzern" wirkt.

Bärenfibel. Erstes Lesebuch für die Kinder Großberlins. Auf Grund der Hansafibel herausgegeben von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. 4. Auflage. Braunschweig, 1923. Georg Westermann. VIII, 103 S. 8⁰.

Diese Fibel ist nicht nur ein sehr nützliches und schönes Schulbuch, sondern verdient auch als Bilderbuch für 5—6 jährige Kinder empfohlen zu werden. Die farbenfrohen Bilder, die kindlichen Verse und Rätsel bereiten Jungen und Mädchen viel Freude.

Sprechsaal

Tätiges Menschentum

Eine Anregung für unsere Mitglieder und Leser.

Unsere C-Gesellschaft hat in den bald 32 Jahren ihres Bestehens eine sehr vielseitige, vornehmlich anregende Tätigkeit entwickelt. Sie hielt es besonders unter unserem verdienten Gründer, dem unvergeßlichen und geistvollen Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller, für ihre Pflicht, Umschau zu halten auf allen Gebieten des kulturellen Lebens und allem, was gut, wahr und edel war, ihre Förderung angedeihen zu lassen. Die Kriegszeit hat ihre Tätigkeit nach und nach eingeschränkt; die Zeitschrift und die stolze Tradition der Gesellschaft, die in ihren zahlreichen Veröffentlichungen niedergelegt ist, waren das einzige Bindemittel unter den Mitgliedern. Heute ist eine neue Zeit heraufgekommen. Viele der Tätigen von ehedem sind dahingegangen. Dem neuen Ge-

schlechte erwächst die Pflicht, die Gesellschaft wieder in Tätigkeit zu setzen.

Wir brauchen dazu ein Arbeitsamt, eine tätige Zentralstelle. Sie ist möglich, wenn sich hochherzige Männer und Frauen bereit finden, uns zu helfen und wenn die Presse, die stets hilfsbereite, uns hilft, unseren Aufruf recht weit und womöglich ungekürzt zu verbreiten und Mittel für unser Unternehmen zu sammeln. Freudige Geber und sonst Helfende werden sich, so hoffen wir zuversichtlich, zahlreich finden.

Es handelt sich bei ihrem ersten Vorhaben nämlich um nichts Geringeres als um die Stillung der

Geistigen Hungersnot,

die nach und nach in unserem Volke, vornehmlich im gebildeten Mittelstand ihre Opfer fordert und verheerend auf unser Volkstum wirken muß, wenn ihr nicht überall und mit Energie gesteuert wird. Wir haben unter den vielen Artikeln ähnlicher Tendenz, die heute in der Tagespresse zu lesen sind, kaum einen gefunden, der die brennende Frage in so herzlicher Weise, mit solchen Herzenstönen und so ergreifend wahr und darum so überzeugend behandelt, wie die folgenden Worte von Frau Dorothee Goebeler, die wir, freundliche Erlaubnis vorausgesetzt, hier in vollem Wortlaute folgen lassen (Die Sperrungen stammen von uns).

„Brich dem Hungrigen dein Brot! Aus Bibeltagen klingt das Wort herauf, es klingt auch durch deutsche Gegenwart. Es mahnt und fleht. Frierend steht der Bettler am Straßenrand, das greise Mütterchen duckt sich scheu in die Ecke; hinter Mauern und Winkeln darbt jene Not, die es noch nicht gelernt hat, ihr Leid auf die Gasse zu tragen. Brich dem Hungrigen dein Brot. Viele Hände sind geschäftig es zu tun, wenn auch noch lange nicht genug. Eine gewisse Gebefreudigkeit ist da. Die elegante Dame, der Herr im Pelz, die eben an dem Bettler vorüberschritten, kehren auf einmal wieder um und werfen ihm doch einen Schein in den Hut. Spät erwachtes Mitleid? Vielleicht! — Vielleicht auch, aus dunkler ahnender Furcht ein — Opfer an das Schicksal? Wir erfahren des Lebens Widrigkeit heute am eigenen Leibe, wir haben auch alle das Gefühl: der Boden schwankt, wer weiß, was dir selbst noch droht! —

Der Hunger geht um im deutschen Land, es ist aber nicht bloß der materielle Hunger, der geistige, der seelische steht dicht daneben. Er ist manchmal noch schwerer zu tragen als der nach dem armen Bissen Brot, aber merkwürdig, — so bereitwillig sich die Hand ausstreckt, wenn leibliches Elend Hilfe fordert, so kalt, so ungerührt und verständnislos geht man am Hunger der Seelen vorüber.

Ich will hier nicht von jenem Hunger reden, der Verlangen trägt nach geistigen Genüssen, nach Kunst und Wissenschaft, er muß heute vieles entbehren, aber er hat es schließlich in eigener Hand, sich mit Energie und Umsicht doch noch einigen Ersatz zu schaffen. Ich habe den Hunger der Seele im Sinn, den nur ein zweiter stillen kann; die feine Beziehung von Mensch zu Mensch, das Gemeinsame, das zwei oder drei über des Alltags Treiben hinausträgt und es leichter tragen läßt. Sie waren einmal da, diese Beziehungen, sie fanden tausend Freundlichkeiten, sie gaben dem Dasein Schwung, Rhythmus, Höhenflug, sie wandelten es erst — zum Leben. Wo sind sie heute? Hier und da hält man sie noch aufrecht, sie flammen auf — aber sie verlöschen nur allzubald.

Da gibt es einsame Menschen, Männer und Frauen, nicht bloß „arme Alte“ oder „arme Kranke“, nein, auch solche, denen materiell nichts fehlt, die noch in der Vollkraft des Schaffens stehen, und deren Seelen doch hungern und verschmachten. Es gab eine Zeit, da brachten Briefe, Besuche, gemeinsame Ausflüge, Abwechslung in ihre Arbeit, Lebensmut, Lebensfreude. Sie fanden sich zusammen mit Gleichgestimmten, man vertiefte sich in Bücher, in Lebensfragen, heute ist der Kreis gestorben. Man reicht wohl dem Bettler einen großen Geldschein, damit „der arme Kerl seinen Hunger stillen kann“, man zeichnet eine hohe Summe für die Altersspende, daß man auch mit einem Brief, einer Plauderstunde, einem Besuch mit der einfachen Frage: Was tust du? Wie geht es? Wie trägst du diese Zeit?, einen Darbenden laben kann, das wird selten bedacht. „Briefe sind ja so teuer“, sagen die einen; — „Besuche kann man nicht mehr machen“ — seufzen die andern. — Der dritte hat wohl gar ein Geschäft angefangen und nichts mehr im Kopf als die Jagd nach dem Gelde. — Man konnte einmal mit ihm von Büchern reden, von Kunst von letzten und höchsten Dingen; heute redet er von Ein- und Verkauf, von „Aufpreisen“ und „Abpreisen“.

Würde heute bekannt, Herrn oder Frau X. geht es schlecht, sie haben ihre Stellung verloren oder sonstwie Unglück gehabt, sie leiden Not, sie hungern, der alte Freundeskreis wäre sicher sofort bereit, materiell zu helfen, so weit es ihm möglich ist. Der Geldjäger würde vielleicht am tiefsten in die Tasche greifen — „es kommt ja auf ein paar Millionen nicht an“ —. Die herrlichsten Dinge würde er aufbauen. Aber einmal zu fragen: Was machen die alten Freunde mit einsamen Abenden, mit leeren Sonn- und Feiertagen? Wie kämpft sich ihre Seele durch die Schwere der Zeit? Das fällt niemand ein. Für Sorgen, die mit Geld zu beheben sind, hat man tiefgehendstes Verständnis — an den anderen geht man vorüber, auch das ist bezeichnend für den materiellen Sinn unserer Tage.

Wieviel feine seelische Kultur geht dabei zugrunde. Wieviel Allerbestes schläft ein. „Es hat heute jeder so viel mit sich zu tun!", klingt ein Seufzen auf. Ach, dieses schreckliche „Mit sich zu tun". An ihm zerschellt und zerbricht so viel. — An ihm müssen so viel hungernde Seelen verschmachten. Habt doch mal etwas weniger mit euch zu tun. Der Tag hat ja vierundzwanzig Stunden, die Woche sieben Tage, soll da wirklich nicht eine Stunde, nicht eine halbe, *nicht ein Abend übrig sein für — die andern?!*

Der seelische Hunger kann sich nicht an die Straße stellen — und die Hand aufhalten, er kann überhaupt nicht von sich reden machen, er ist scheu und verschwiegen, er will mit den feinen Fühlfäden der Seele erlauscht und empfunden werden.

Und er ist so leicht zu stillen. Nur ein bißchen Teilnahme und Güte braucht es, nur ein bißchen Aufmerksamkeit für das Gefühlsleben des andern. *Hungernde Seelen gehen heute her neben jedem von uns, sie sitzen vielleicht am eigenen Familientisch; im Hause, in der Freundschaft, der Verwandtschaft finden wir sie bestimmt.* Muß denn wirklich alles zerbrechen und zerfallen in dieser schrecklichen Zeit? Auch das, *was einmal das Beste und Tiefste war zwischen Mensch und Mensch?* Sollte sich nicht jeder eine stille Insel schaffen können, auf die sich einmal flüchten und bergen kann, was für ein paar Stunden heraus will aus dem wilden Toben draußen?

Der Hunger auf Brot ist schlimm, er vernichtet den Körper; am Hunger der Seele stirbt auch der Geist und unsere ganze geistige Kultur mit ihm".

Soweit Frau Dorothee Goebeler im „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 17. Oktober d. Js. Sie schließt leider ohne praktische Anregung. Wir wollen sie dahingehend ergänzen. Wir brauchen dafür aber die Hilfe weiter Kreise.

Hier sollte die C-Gesellschaft eingreifen. Wir wollen uns eine Arbeitszentrale errichten, unter Zuhilfenahme von bestehenden Einrichtungen verwandter Gesellschaften. Sie soll die geistigen Kräfte sammeln, die brach liegen und auch des Verdienstes ermangeln. Wir wollen aus ihnen einen Stab bilden, der die Kräfte sammelt und gleich einer geistigen Nothilfe, etwa in folgender Weise einsetzt.

Die Inhaber von Wohnungen mit größeren Räumen, von denen zwei gewöhnlich nur durch Schiebetüren getrennt und leicht zu einem verbunden werden können, sollen an einem Abende der Woche oder des Monats, unter leihweiser Hergabe von Stühlen und Bänken seitens der Hausgenossen, diesen Raum für Veranstaltungen der C-Gesellschaft, die wir literarisch-künstlerische Heimabende nennen wollen, kostenlos hergeben. Wenn

nötig, soll die Beleuchtung und Heizung ihnen bezahlt, jedenfalls aber derart vergütet werden, daß von den Besuchern, die es vermögen, je eine Preßkohle eingepackt in Zeitungspapier, in dem Korridor niedergelegt wird. Diese Kohlen werden als Abendeinnahme entweder dem Künstlerkreise oder einem bedürftigen Hausgenossen zufallen. Darüber und wie die Künstler zu entlohnen und zu entschädigen sind, soll das Komitee, für das wir vor allem die Verfasserin des nachstehenden Artikels vorschlagen, entscheiden. Eine Hauptbedingung für das Gelingen unseres wohlerwogenen Planes ist, daß der ganze Betrieb zentralisiert und wiederum dezentralisiert wird. Wir bedürfen der Gelder und der straffen Leitung von einer Oberbehörde aus. Diese kann füglich von einem der einschlägigen Ministerien oder einem amtlichen Ausschuß abhängen und dann den Bezirks-Organisationen, die in räumlicher Enge und Gemütlichkeit, wollen wir sagen, ihre Kleinarbeit tun. Die Bezirke müßten möglichst kleine sein, damit eben kostspielige Fahrten, Porto usw. vermieden werden. Die Einladungen gehen z. B. in Zetteln von Haus zu Haus. Je 5—6 Häuser bilden eine Gemeinschaft. Heute wohnen die feinsten Leute im alten Sinne im Hinterhause; die Wohnungsnot hat viele, viele in hohe Stockwerke, in ausgebaute Dachgeschosse vertrieben. Denken wir uns die Sache nicht allzu schwierig; im Gegenteil, es wird eine neue Art der Geselligkeit heraufziehen. Es werden die alten Gefühle von Nachbarlichkeit und Hilfsbereitschaft, es werden alle die guten Regungen geweckt werden, die in den Nachkriegsjahren dem Mißtrauen und dem Hasse weichen mußten. Es wird, so hoffen wir fest, einer neuen wirklich sozial-ethischen Gesellschafts-Ordnung zum Durchbruch verholfen werden, denn das hohe Reich der Kunst und der Dichtung kennt weder Stand noch Rasse noch Konfession, sondern nur die Religion des Sittlich-Schönen, der auch Comenius und ihm zu Ehren unsere alte Gesellschaft dient.

In jeder Stadt, auch in der kleinsten, auf dem Lande, in Gutshäusern, vor allem aber in Sanatorien, ist unsere Idee mit Erfolg auszuführen. Finden sich hie und dort, wie es wohl zu denken ist, keine künstlerischen Kräfte, so ist dem leicht abgeholfen durch den reichen Schatz an gediegener Literatur, über den unser Volk verfügt. Von neueren gedankentiefen Dichtern sei da ein Reinhold Braun-Dresden hervorgehoben, von dessen Dichtungen der Verlag einige in diesem Hefte uns zum Abdruck überlassen hat. Wir werden solchen ländlichen Anhängern und Verwirklichern unseres Planes demnächst wohl, gegen eine geringe Gebühr, Anleitungen zur inneren Ausgestaltung dieser Abende geben können. Unsere dem Lehrstande angehörigen Mitglieder aber ersehen aus dieser neuen Arbeit, die wir hoffnungsfreudig auf uns nehmen, daß wir im neuen Jahrgange den Beisatz des Titels unserer Zeitschrift „für Volksbildung“ allerdings fortlassen werden, daß wir aber in der „Geisteskultur“, die wir auch durch Gemütskultur anstreben, diese

Volksbildung energischer und vertiefter als unser eigentliches Arbeitsfeld aufnehmen. Möchten alle, denen die drückende Not unseres Vaterlandes ans Herz greifen, hier Hand anlegen. Wie viele schlummernde Talente, wie viel schlummernde Schätze des Herzens und des Gemüts können hier geweckt und im Dienste der Ewigkeitswerte nutzbar gemacht werden.

Hier gilt das Wort: „Dein Leben sei die Tat!“ und so wird dann auch unsere alte gute „Comenius-Gesellschaft“ ihren Zusatz, den sie so oft schon den Zeiten entsprechend gewechselt, — C-Gesellschaft für Geisteskultur und tätiges Menschentum“ mit vollem Rechte führen und so wird sie auch als Kind, sagen wir besser als jüngere Schwester der deutschen Freimaurerei, diese und sich selbst zu neuen Ehren bringen.

A. U.

Vorläufige Zentrale für Meldungen, Anregungen und Geldspenden, soweit sie die Presse nicht einverlangt, ist die Verlagsbuchhandlung Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

Gesellschaftsnachrichten

Spenden vom 25. Mai bis 12. Dezember 1923.

Die uns von vielen Seiten zugegangenen Spenden erreichen zusammen mit den Zuschüssen des Verlages den Nominalbetrag von M. 3 472 955.—. Sie entstammen verschiedenen Währungsepochen. Sie decken z. T. kaum den Mitgliedsbeitrag. Wir beziehen uns hinsichtlich dessen auf den Aufdruck auf dem Umschlage dieses Heftes und auf unseren Aufruf, auf den wir große Hoffnungen setzen. Wir wollen doch unsere Gesellschaft und unser wertvolles Blatt aufrecht erhalten. Es bedarf hierzu nur der Einsicht unserer Mitglieder und ihrer richtigen Einstellung zum Werte der Milliarde (= $^1/_{10}$ Goldpfennig). Die wird sie zur Erkenntnis ihrer Pflicht einer der edelsten geistigen Bewegungen zu veranlassen. Wir unterlassen die Quittung über die Markbeträge.

Aus dem Auslande empfingen wir u. a. von: de Visser Smits, Haag hfl. **10.**—; J. Slichtenbree hfl. **10.**—; Reelfs, Genf Schw. Frcs. **15.**—. Allen Gebern herzlichen Dank.

Unsere Eingänge decken aber nicht im entferntesten die Herstellungs- und Versandkosten, geschweige die Honorare für dieses Heft, das leider den Jahrgang 1923 beendigen muß.

Von den neuen Eingängen wird es abhängen, ob unsere Zeitschrift weiter erscheinen, und die Comenius-Gesellschaft ihre Tätigkeit im Sinne des Sprechsaal-Artikels anfnehmen kann.

Also helft alle, die Ihr es könnt, die Sorgen der Geschäftsleitung zu beheben.

Wir brauchen von jedem Mitgliede mindestens 3—10 Goldmark, dann sind wir gerettet, und können den neuen, hoffentlich günstigeren Verhältnissen des Jahres 1924 getrost entgegengehen!

Die Geschäftsleitung.
Alfred Unger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Georg Heinz, Berlin O 34, Warschauer Str. 63.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

